

GRENZEN & ERFAHRUNGEN

Hephata **Magazin**

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 58
Dezember / 21



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 58 | Dezember 2021



Editorial	01	Ich mag keine Grenzen	16
Grenzen und Grenzerfahrungen	02	Bilder und Texte zum Thema	17
Wann ist eine Grenzerfahrung in der Jugendhilfe hilfreich?	06	Entgrenzte Natur: PANDEMIE	18
Wo bleibt denn da die Förderung?	08	Entgrenzte Natur: FLUT	20
Eine Grenzerfahrung, die alles verändert: Spät erworbene Hirnschädigung	10	Für Versöhnung und Inklusion über Grenzen hinweg	22
Grenzen im Alltag - Eine Umfrage	12	Unter die Lupe genommen	23
Wie willst Du leben? Und am Ende?	14	Wir bitten um Ihre Spende: Für ein Übersetzungsbüro für Leichte Sprache	24
Auszubildende und die Grenzen des Lebens	15	Namen und Neuigkeiten	26
		Impressum	29

Gendergerechte Sprache: Das Thema ist in aller Munde und aus unserer Sicht bisher in keiner möglichen Darstellungsweise optimal gelöst. Deshalb haben wir in dieser Ausgabe ein Experiment gewagt und verwenden abwechselnd die weibliche und die männliche Form. Lediglich den Leitartikel haben wir in seiner uns zugesendeten Original-Form abgebildet. Wie gefällt Ihnen unser Experiment?
Über Ihre Rückmeldungen freuen wir uns sehr, gerne an unsere Mailadresse: hephatamagazin@hephata-mg.de
Ihre HephataMagazin-Redaktion

Titel und Rückseite: © Ulrich Stoppel, ohne Titel 2016

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Grenzen stören, Grenzen schützen, Grenzen fordern heraus. Wir sind in den vergangenen 20 Monaten durch das Virus an Grenzen gestoßen und haben Grenzen überwunden, haben als ganze Gesellschaft, wie vielleicht seit dem 2. Weltkrieg nicht mehr, die Begrenztheit des Lebens vor Augen gestellt bekommen, haben neue Grenzen unter uns entstehen sehen und die katastrophalen Folgen entgrenzter Bäche und Flüsse erlebt. Die Sanierung der betroffenen Häuser, in denen Menschen leben, die von Hephata Assistenz erhalten, wird noch lange dauern. Die großzügig gespendeten Geldbeträge, für die wir sehr herzlich danken, werden bei der Bewältigung der Flutfolgen eingesetzt.

Das alles war für uns Grund genug, uns in diesem HephataMagazin mit Grenzen und Grenzerfahrungen zu beschäftigen. Und dabei haben wir festgestellt, dass dieses Thema weit über die beiden Naturkatastrophen hinausweist. So ist ein, wie wir meinen, interessantes und vielgestaltiges Heft zustande gekommen. In seinem Leitartikel beschäftigt sich Hans-Martin Gutmann sehr grundsätzlich mit den Grenzen des Lebens und dem Verhältnis, das unsere Gesellschaft zu ihnen hat. Daran schließen sich mehrere Beiträge aus der Perspektive der Arbeit Hephatas an: Vanessa Strauch würdigt die Bedeutung von Grenzen im Rahmen der Jugendhilfe, Thomas Vohsen beschreibt die Arbeit unserer Werkstätten „an der Grenze zwischen Mensch und Markt“. Brigitte Beutner und Christian Houben berichten von den besonderen Grenzerfahrungen, die Menschen durch einen im Leben erworbenen Hirnschaden erleiden und darüber, was sie in unserer Beratungsstelle an Hilfen bekommen können.

Dass Menschen mit Behinderungen gehört werden, wenn es um ihre Wünsche zur Lebensgestaltung geht, ist mittlerweile Standard. Neu bei Hephata ist, dass dies institutionalisiert auch auf die Phase des Lebensendes ausgeweitet wird. Lesen Sie dazu das Interview, das Sonja Weyers mit Claudia Engels geführt hat.

Mit dem Beitrag von Peter Gormanns und Wolf Clöver als Verantwortliche für das Modul „Umgang mit Sterben, Tod und Trauer“ werfen wir einen Blick in die Arbeit an unserem Berufskolleg. Dieter Püllen und Sabine Hirte beschreiben als Geschäftsleiter den Umgang und die Erfahrungen des Unternehmens Hephata mit Pandemie und Flutkatastrophe.

Künstlerinnen aus dem Atelier Strichstärke nehmen uns mit in ihre Erfahrungen mit Grenzen und Klaus Eberl überwindet in seinem Geistlichen Wort die Erdanziehungskraft, fliegt quasi mit Kosmonauten ins All.

Nicht ganz so weit, aber immerhin bis Pskow in Russland führt uns der Bericht über die atemberaubende Verbindung von Versöhnungsarbeit und der Schaffung guter Lebensbedingungen für Menschen mit Behinderung.

Grenzen mitten im Leben: Das Social-Media-Team steuert nicht nur eine Umfrage zum Thema Grenzen unter willkürlich ausgewählten Passanten bei, sondern nimmt auch die großen Themen Trauer und Tod unter die Lupe.

Auch komplizierte Sprache kann für viele Menschen Grenzen aufrechten. Da soll unser neues Spendenprojekt Abhilfe leisten: das Übersetzungsbüro für Leichte Sprache.

Und unter der Rubrik Namen und Neuigkeiten findet sich wieder Bedeutendes aus dem Leben Hephatas.

Wenn dieses Heft erscheint, ist Weihnachten schon im Blick. Auch dieses Fest kann man unter dem Titel dieses Heftes begreifen: Gott überwindet in der Geburt des Kindes die Grenze zwischen sich und der Menschheit. Wer sich daran orientiert, kann die Grenzen der eigenen Fähigkeit zu hoffen und zu lieben erweitern.

Eine besinnliche Adventszeit und ein frohes Weihnachtsfest wünschen

Ihre Vorstände
Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

Pfarrer
Dr. Harald Ulland



GRENZEN und GRENZERFAHRUNGEN

von Hans-Martin Gutmann



Grenzen stören. Ich kann nicht ungehindert weiter. Etwas Neues beginnt – ein neuer Lebensabschnitt, eine neue Zeit, vielleicht ein neues Land. Der kontinuierliche Lebensfluss ist unterbrochen. Es braucht eine Passage, um hinüberzukommen. Manchmal geht es gar nicht mehr weiter. Eine schwere Krankheit. Das Ende des Lebens. Menschen müssen sterben. Wir alle müssen sterben.

Grenzen können heilsam sein. Heranwachsende Menschenkinder müssen vor Gefahren geschützt werden. Sich an Grenzen stoßen und abarbeiten ist notwendig fürs Erwachsenwerden – und auch dafür, Beziehungen lebensförderlich zu gestalten. Eine Grenze muss um der Erhaltung des Lebens willen ohne Wenn und Aber beachtet werden: Die Grenze zwischen Gott und Mensch. Wir Menschen sind nicht Herren über Leben und Tod. Wir sind nicht Schöpfer und nicht Retter allen Lebens. Wo diese Grenze überschritten wird – und die technologische und ökonomische Moderne steht immer wieder in dieser Gefahr – droht irreparable Zerstörung.

1 Grenzen unterbrechen den Lebensfluss. Es braucht eine Passage, um hinüberzugelangen. Ich erinnere an eine biblische Geschichte, die in großer Intensität von der Gefahr und der Chance einer lebensnotwendigen Grenze – und ihrer heilsamen Überschreitung – erzählt (1. Mose 32, 23-33). Ein Kampf in der Nacht. Jakob hat alles, was er hat und was ihm lieb ist, über diesen Fluss gebracht, Jabboq heißt er. Spaltfluss. Jakob erwartet die Begegnung mit seinem Bruder Esau, den er vor vielen Jahren hintergangen hat und vor dem er ein Leben lang geflohen ist. Da fällt ihm ein Mann an. Ein Kampf, der die ganze Nacht dauert. Ein Kampf um Segen. Um Lebensgewinn für das neue Leben. Jakob wird am Ende der Geschichte einen neuen Namen haben. Er wird verwandelt.

Zuvor ist Jakob einer, der seinem Bruder Esau durch eine List, man könnte auch sagen: durch einen gemeinen Trick das Erstgeburtsrecht und den Segen des Vaters weggenommen hat – und dieser Segen beinhaltet die Zusage von Fruchtbarkeit und Reichtum, aber auch, dass ihm der Bruder und die ganze Verwandtschaft untertan sein werden. Diese frühe Szene hat Jakob lebenslang an den Bruder gebunden. Derselbe Jakob wird nach dem nächtlichen Kampf – hinkend, aber aufrecht – ein neues, ein verändertes Leben leben. Er wird gemeinsam mit dem Bruder weinen können. Er wird ihm geben können und sich schließlich im Frieden von ihm trennen können. „Ich lasse Dich nicht, du segnest mich denn.“

Passagen, Neue Anfänge im Leben: In diesem Feld liegt eine wichtige Aufgabe der kirchlichen Arbeit heute. Segen wird erbeten und gegeben vor allem in Übergangs-, Krisen- und Grenzsituationen, bei biographischen und gemeinschaftlichen Brüchen und Abbrüchen, in Grenzsituationen, in denen das Leben nicht einfach weitergeführt werden kann, sondern neu vergewissert und gestaltet werden muss – z.B. bei Geburt, Eheschließung, Beerdigung. Insofern sind alle kirchlichen „Kasualien“ – Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung

– Segenshandlungen: In der Situation von Abbruch und Neubeginn wird Segen als kontinuierlicher Lebensfluss angesichts und gegen die Gefahren zugesprochen, die in Lebensübergängen, Grenzsituationen des Lebens mit einem drohenden Einbruch des Chaotischen, Lebenszerstörenden immer auch da sind. Alle Kasualgottesdienste sind Segenshandlungen. Beim Traugottesdienst wird in der evangelischen Kirche daran festgehalten: Eine kirchliche Trauung begründet keine eheliche Gemeinschaft. Sondern hier wird diesen Liebenden in der Situation einer lebensverändernden Grenzüberschreitung der Segen Gottes mitgeteilt. Segen ist der Lebensfluss, die Lebensenergie, die wir Menschen mit allem Lebendigen teilen. Gottesdienstliche Handlungen in Grenzsituationen finden ihren Mittelpunkt immer in der Mitteilung von Segen. Als Segen Gottes wird Segen so zugesprochen, dass diese Lebensenergie als die Macht des Schöpfers und Gebers allen Lebens hier und jetzt ausgerufen und in ihrer lebenserhaltenden Kraft diesen versammelten Menschen mitgeteilt wird.



Neben den traditionellen „Kasualien“ sind die Kirchen gefragt, weitere Segensrituale für lebensgeschichtliche Passagen anzubieten. Solche Passagen sind z.B.: Schulbeginn und Schulentlassung, der Beginn einer beruflichen Tätigkeit, die Trennung von einem geliebten Menschen – und als die für viele Menschen härteste Passage – das Ende der

beruflichen Tätigkeit und die Erfahrung, nach bisher gelebten Maßstäben nicht mehr wichtig zu sein. Segensrituale in Grenzsituationen sind heilsam – und sie können in zugespitzten Krisen schlicht lebensnotwendig werden.

Eine totale und radikale Grenzerfahrung ist die Begegnung mit Sterben und Tod. Als Trauer bei der Begegnung mit dem Tod des anderen Menschen. Als Loslassen, Abschied, oft genug: die als radikales Leiden erlebte Begegnung mit dem eigenen Tod.

In der Wahrnehmung von Trauer und ihrer Begleitung wissen wir mittlerweile, dass die Vorstellung eines linearen Prozesses – über Schock und Verleugnung, Regression und Weltabwendung hin zu einer realistischen Anerkennung der Realität dieses Todes und zur Integration in alltägliche Beziehungsnetze – nur selten die Wirklichkeit trifft. Trauer entwickelt sich eher zirkulär. Trauer braucht ihre Rituale und Symbole. Sie braucht das Hin- und Herwandern zwischen verschiedenen inneren Räumen – zwischen einem Raum von Verzweiflung und einem Raum der Hoffnung gibt es verschiedene Möglichkeiten, für sich selbst gute innere Orte zu finden.

Den eigenen Tod stirbt ein*e jede*r selbst. Auch unter den Bedingungen moderner Medizin, von Hospizangeboten und Palliativversorgung ist der eigene Tod unvermeidbar die Begegnung mit der absoluten Grenze,



oft mit Angst, mit Selbstvorwürfen, mit Scham und tiefster Lebensverunsicherung verbunden. Gut ist, in dieser Situation helfende Begleiter*innen und heilsame innere Bilder zu haben, wie sie verschiedene philosophische und spirituelle Traditionen anbieten, die „ars moriendi“ die Kunst des Sterbens einzuüben.



© SB Arts Media, stock.adobe.com

© picture-waterfall, stock.adobe.com

Die christliche Religion öffnet für die Menschen, die ihr Herz an sie verloren haben, die Gewissheit, dass der biologische Tod real, aber nicht die absolute Grenze des Lebens ist.

Die symbolischen und sozialen Ordnungen des Sterbens und Lebens, in die Christen eingebunden sind, sind andere als die biologische Ordnung. Christen leben in Glauben in einer Wirklichkeit, die durch die biologische Lebensgrenze nicht abgebrochen wird. Nach biblischem Zeugnis markiert die Taufe den Übergang über die eigentliche Grenze vom Tod zum Leben. Das kann nicht als Verniedlichung oder Verleugnung des biologischen Todes verstanden werden. Die biologische Grenze zwischen Leben und Tod ist ernst zu nehmen; sie braucht eine Sensibilität für Angst-Bilder von Sterbenden, aber auch Überlegungen dazu, was Menschen in der Übergangssituation des Sterbens alles regeln müssen, um ihren Angehörigen das Weiterleben ohne zerstörerische innere und äußere Konflikte zu erleichtern.

Der Grenzübergang der Taufe, die für Christenmenschen den Übergang vom Tod zum Leben bedeutet, stellt Lebende und Tote gemeinsam in eine neue Wirklichkeit. Die Beziehungsaufnahme zu Verstorbenen in Alltagskommunikationen – abgesehen von Ausnahmen, die nicht pathologisiert werden dürfen – ist in der Regel nicht möglich. In der Traumzeit des Rituals, in der Liturgie des Gottesdienstes im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ist sie allerdings möglich. Wie dies zu denken ist, übersteigt unsere Vorstellungskraft, hat aber in der Religions- und Kirchengeschichte die verschiedensten Ausprägungen erfahren.



© Stream Visuals, stock.adobe.com

2 Es ist heilsam, die Begrenztheit eigenen Lebens anzuerkennen und als gut für eigenes Leben anzusehen. Die Sehnsucht nach vollständiger Realisierung eines eigenen Lebensentwurfes wäre eine totalitäre Vorstellung; sie würde nicht nur die eigenen körperlichen und psychischen Kapazitäten überfordern, sondern den*die einzelne gegen ihre Beziehungsnetze stellen. Dies mag in radikal individualistischen Konzeptionen von Leben eine faszinierende Vorstellung sein; aber schnell wird klar, dass



© Song_about_Summer, stock.adobe.com

Leben als Monade mit Vollkommenheitsprogramm nicht möglich ist. Die Pflege von Kindern und alten Menschen, die Pflege von Freundschaften und solidarischen Verpflichtungen gegenüber denen, die es brauchen, verlangsamen und zerstückeln die geschlossene Lebenslinie – und das ist gut so. Es ist gut und heilsam, das Fragmentarische und Gebrochene des eigenen Lebens als Chance und Lebensgewinn anzusehen – und nicht als Scheitern und Verlust.

Die Grenzen eigenen Wollens und Könnens anzuerkennen befreit dazu, das Leben als Geschenk wahrzunehmen. Die wichtigsten Dinge im Leben sind umsonst: Dass wir einen Körper haben, der unser Zuhause ist. Dass wir Liebe finden. Dass wir atmen. Dass wir unsere Sinne gebrauchen können, wie vollständig oder eingeschränkt auch immer. Wenn ich in Kontakt komme mit dieser Lebenserfahrung, dann werde ich Augenblicke der Dankbarkeit spüren. Aus dieser Lebenshaltung heraus kann ich mich für andere engagieren. Ich kann gegen die Bedingungen eintreten, in denen der Mensch auf das reduziert wird, was er leistet.

Aus den Augenblicken der Dankbarkeit entwickelt sich eine Haltung des Lassen-Könnens. Eine Haltung der Gelassenheit. Das Wichtigste ist umsonst. Ich kann nicht alles alleine schaffen. Ich muss das auch nicht wollen. Das Wichtigste begegnet mir. Als Geschenk, das so wertvoll ist, dass ich es ohnehin nicht erwidern könnte. Umsonst. Dieses Wichtigste ist die Liebe. Liebe kann ich weitergeben. Ohne Druck und ohne Zwang. Als Dank und als Ausdruck dafür, dass ich selbst geliebt bin.

Das Wichtigste ist umsonst.

Grenzen haben und Grenzen beachten ist heilsam. Im Aufwachsen. Im Umgang mit eigenen Kräften. Im Realisieren, dass wir nicht alles leisten können und müssen. Größenphantasien sind zerstörerisch. Immer.

Deshalb ist die wichtigste Grenze die zwischen Gott und Mensch. Es ist für uns Menschen heilsam und schlicht lebensnotwendig, diese Grenze zu achten. Ihre Überschreitung kommt meistens ganz profan daher. In der Vorstellung beispielsweise, atomaren Abfall über Jahrtausende sicher



© Daniel Prudek, stock.adobe.com



© Imaginis, stock.adobe.com

Die Pflege von Kindern und alten Menschen, die Pflege von Freundschaften und solidarischen Verpflichtungen gegenüber denen, die es brauchen, verlangsamen und zerstückeln die geschlossene Lebenslinie – und das ist gut so.



© Jhina Ozerova, stock.adobe.com



© halfpoint, stock.adobe.com



© Jodybusiness, stock.adobe.com



© Ebrody Daily, stock.adobe.com



© M. James, W. Frommberger, stock.adobe.com

lagern zu können. Oder: In einer Weise des Wirtschaftens und Lebens, die mit den natürlichen Lebensbedingungen unseres Planeten so verfährt, als hätten wir nicht eine, sondern zwei oder noch mehr Erden zur Verfügung. Oder: In den gentechnologischen Größenphantasien, Leben selbst herstellen zu können. All dies sind Gottesphantasien. Größenphantasien, in denen sich Menschen an die Stelle Gottes setzen – in einer Gottesvorstellung, die zudem mit dem Gott der Bibel nur wenig zu tun hat. Allmächtig. Allgewaltig. Unverbunden.

Wir finden in der religiösen Symboltradition der christlichen Kirchen in den „sieben Todsünden“ eine Form des Verstehens und Erzählens, in der verschiedene Weisen thematisiert werden, diese grundlegende Grenze nicht zu achten. Im ostkirchlichen Bereich, 4. Jahrhundert, redet beispielsweise Evagrius Pontikos als Vertreter des Mönchtums von den acht Gedanken/Dämonen, die die Mönche von der Askese ablenken; aus Evagrius' Konzept erwachsen dann in der Großkirche die Konzeptionen der sieben Todsünden

- Superbia (Größenwahn),
- Avaritia (Habgier),
- Invidia (Neid),
- Luxuria (sexuelle Leidenschaft),
- Gula (Völlerei),
- Akeidia (Depressive Selbstbezogenheit),
- und als Zentrum: Libido (Begehren).

Superbia, Leben aus der Größenphantasie, wie Gott keine Grenzen zu kennen, ist zerstörerisch fürs Individuum genauso wie für das Leben auf unserem Planeten überhaupt. Superbia missachtet Beziehungen. Missachtet Verpflichtungen zu Achtung und zu Solidarität. Superbia macht Menschen zu selbstbezogenen und kümmerlichen Gestalten.

Genauso zerstörerisch ist aber eine Lebenshaltung, sich auf Grenzen und Grenzerfahrungen überhaupt nicht mehr einlassen zu wollen. Die heute mächtigste der sieben Todsünden ist, denke ich, die Sünde der akeidia – ein Lebensgefühl von Trägheit, eine depressive Nicht-Teilnahme an der Lebendigkeit des Lebens. Akeidia zieht sich aus Verantwortung zurück, gibt sich als rationale, leidenschaftslose Haltung, die sich nicht einmischen will. Die sich raushält. Akeidia sonnt sich im willentlichen Missachten fremder Schicksale. Akeidia zeigt sich als Denkfaulheit und als Selbstunterforderung, getarnt als Überlastung.

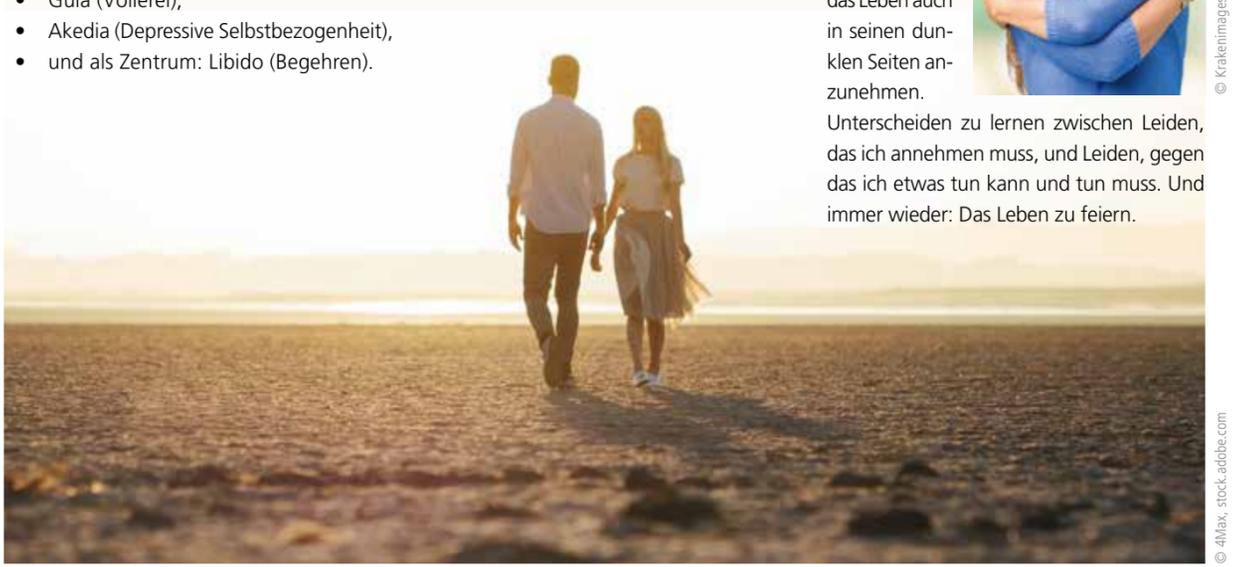
Von mancher politisch interessierter Position aus wird dieses Lebensgefühl sogar eingefordert, nämlich immer dann, wenn gegen „Gutmenschen“ gehetzt wird: Also gegen ein auf ökonomische oder sonstige Interessen nicht mehr zurückzuführendes Beteiligt- und Betroffensein am Elend der Welt. Oft ist „akeidia“ auch Reaktion auf Überflutung medial vermittelter Informationen – bei gleichzeitigem Abbruch alltäglich-lebensweltlicher Verbindlichkeiten. Diese Lebenshaltung zeigt sich dann in einer Selbstabschottung gegenüber den aus fern und nah an uns herangetragenen Bildern von Opfern von Naturerzstörungen, sozialen Verwerfungen, kriegerischen und terroristischen Handlungen.

Leben kann gelingen, wenn weder Größenphantasien noch depressive Selbstabschottung gegenüber der Lebendigkeit des Lebens vorherrschend werden. Es geht um eine Haltung, die einzelne Handlungen übersteigt, sich aber in Handlungen und Verhalten zeigt. Mit Grenzen leben lernen, ohne Groll, ohne Hochmut und ohne depressive Traurigkeit: Diese Haltung hilft, zu lieben und zu arbeiten, das Leben auch in seinen dunklen Seiten anzunehmen.



© Krakenimages.com, stock.adobe.com

Unterscheiden zu lernen zwischen Leiden, das ich annehmen muss, und Leiden, gegen das ich etwas tun kann und tun muss. Und immer wieder: Das Leben zu feiern.



© AMax, stock.adobe.com

WANN IST EINE GRENZERFAHRUNG IN DER JUGENDHILFE HILFREICH?

von Vanessa Strauch

Wenn man das Thema „Grenzen und Grenzerfahrungen in der Jugendhilfe“ hört, denkt man sicherlich zuerst an traumatisierte Kinder und Jugendliche, die als Reaktion darauf ihre negativen Gefühle und Lebenserfahrungen konfliktvoll ausdrücken und daraufhin in die Jugendhilfe kommen.

Ich blicke hier aber auf die Jugendhilfe aus Sicht meiner Tätigkeit im Bereich des Übergangsmangements (Aufnahme von betroffenen Kindern und Jugendlichen in die Jugendhilfe). In diesem Artikel stehen die Grenzen im Fokus, mit denen die Kinder und Jugendlichen Erfahrungen machen, wenn sie im Hilfesystem sind.

Wer erhält Unterstützung durch die Jugendhilfe?

Aus meiner Sicht gibt es „das“ Jugendhilfeklientel nicht. Das Arbeitsfeld verändert sich, natürlich gibt es in der Regel die klassischen Anfragen: Kinder aus schwierigen familiären Verhältnissen, die Vernachlässigung und Gewalt erfahren haben. Es gibt Kinder und Jugendliche mit psychologischem Unterstützungsbedarf, mit und ohne Intelligenzminderung.

Es kommen neuerdings immer mehr Anfragen für Kinder und Jugendliche, die zeitlich begrenzt in eine stationäre Jugendhilfeeinrichtung ziehen sollen oder wollen, bis sich die familiäre Situation stabilisiert hat. Eine Rückführung in die Familie ist immer häufiger gewünscht. So kommt es zu kürzeren Aufenthalten mit sehr engem Angehörigenkontakt.

Während der Coronazeit ist die Jugendhilfefähigkeit immer mehr in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Während der Lockdowns sind viele Familien an ihre Grenzen gestoßen und suchten nach ambulanten oder stationären Angeboten für ihre Kinder, da die Schule als Betreuungskonstante ausfiel und Eltern in Überlastungssituationen

gerieten. Viele Kinder und Jugendliche (nicht nur) mit Autismus vermissen ihre vertrauten Strukturen und drücken ihre Hilflosigkeit durch auffälliges Verhalten aus.

Es gibt auch einige Anfragen für Kinder und Jugendliche mit einer intellektuellen Hochbegabung - ihr Intelligenzquotient liegt über 130 Punkten und sie gehören somit zu den klügsten zwei Prozent der Bevölkerung. Die Intelligenz als solche führt nicht zu einem Unterstützungsbedarf, sondern die Doppel Diagnosen wie Asperger-Autismus, Schädel-Hirn-Verletzung oder familiäre Probleme. Auch diese Kinder und Jugendlichen haben in Coronazeiten einen erhöhten Betreuungsbedarf, sind möglicherweise gelangweilt und unterfordert und zeigen dann verbal oder körperlich aggressives Verhalten.

Es gibt also durchaus sehr verschiedene Wege in die Jugendhilfe. Aber immer geht es um vorausliegende Grenzerfahrungen, die dann in der Jugendhilfe unter anderem mit einer ganz anderen Art von Grenzerfahrungen bearbeitet werden.

Zum einen spielt die Zusammensetzung der Gruppe eine Rolle: Kinder mit und ohne intellektuelle Einschränkung und mit unterschiedlichem Unterstützungsbedarf leben



gemeinsam in einer Wohngruppe. Sie können im Idealfall voneinander lernen und erhalten individuelle Unterstützung. Die Zusammensetzung der Gruppe kann eine heilsame Grenzerfahrung sein: Wenn man sich mit jemandem auseinandersetzen muss, der über geringer oder höher ausgeprägte intellektuelle, kommunikative oder soziale Fähigkeiten verfügt, kann es zu Konflikten kommen, an denen Lernen möglich ist. Vor Kurzem haben wir in einer Jugendwohngruppe eine junge Frau aus Bulgarien aufgenommen, die ganz allein ohne Familie und Sprachkenntnisse in Deutschland war. Die Hilfsbereitschaft ihrer Mitbewohnerinnen und der Mitarbeitenden haben ihr diese Grenzerfahrung erleichtert.

Aber es gibt auch Grenzen innerhalb des Systems der Jugendhilfe. Grundsätzlich gilt: Wenn ein Kind in eine Wohngruppe zieht, ist es wichtig, dass die Konstellation passt und das Verhältnis mit den bereits dort lebenden Kindern gedeihlich gestaltet wird. Bestimmte Verhaltensweisen oder Unterstützungsbedarfe können ein Ausschlusskriterium sein oder zu einem Abbruch der Maßnahme führen, wie z. B. eine akute Drogenabhängigkeit.

Ein Kind oder Jugendlicher mit Impulsdurchbrüchen braucht ausreichend physischen Raum, um seine Emotionen auszudrücken, ohne andere oder sich selbst zu gefährden. Es muss ausreichend gut geschultes Personal vorhanden sein, um auch schwerwiegende individuelle Probleme der Kinder und Jugendlichen professionell zu bearbeiten.

Eine weitere Grenze ist das Lebensalter. Mit 21 Jahren endet die Zuständigkeit der Jugendhilfe und die jungen Erwachsenen erhalten entweder andere, altersangemessene Hilfen oder sind für sich selbst verantwortlich.

Welche heilsamen Erfahrungen können die Kinder und Jugendlichen an diesen Grenzen machen?

Es können innere Grenzerfahrungen sein: sich der Grenzen eigener Fähigkeiten bewusst zu werden; eigene Gefühle nicht oder nicht sicher wahrnehmen und ausdrücken zu können; eigene Wünsche und Bedürfnisse nicht benennen können; das Verhalten der anderen Kinder nicht immer vorhersagen zu können; mit zunehmendem Alter immer mehr eigene Entscheidungen treffen und mit deren Konsequenzen umgehen zu müssen - all dies kann ein Kind oder Jugendlichen an seine Grenzen führen. An diesen Grenzen ist aber Wachstum möglich.

Es können auch äußere Grenzerfahrungen sein: seinen Alltag mit fünf bis sechs weiteren Kindern und Jugendlichen zu gestalten ist eine Herausforderung. Das eigene Verhalten kann andere stören oder man fühlt sich durch andere gestört. Diese Gren-

zen wahrzunehmen, zu respektieren und sein Verhalten anzupassen, ist eine Herausforderung, die aber neue Umgangsweisen zu lernen ermöglichen kann.

Mitarbeitende arbeiten im Schichtdienst, d.h. man sieht im Tagesverlauf eventuell drei bis fünf verschiedene Bezugspersonen, die auf das eigene Verhalten minimal bis sehr unterschiedlich reagieren, weil sie jeweils unterschiedliche Grenzen haben.

Und dazu kommen die grenzüberschreitenden Übergänge in andere Wohngruppen oder gar in den Erwachsenenbereich: die Klientinnen erwachsen dem Kindes- oder Jugendalter, finden eine völlig andere Umgebung und andere Menschen vor. Sie werden mit anderen Erwartungen und Regeln konfrontiert.

Im Kontakt mit der Gesellschaft stoßen sie an die Grenze, das eigene Anderssein wahrzunehmen, sich damit auseinanderzusetzen und das eigene Selbstbild zu modifizieren. Es kann sein, dass sie als Erwachsene weiterhin Hilfe in der eigenen Wohnung benötigen oder dass sie keinen Führerschein machen können, weil das Geld fehlt oder Lesefertigkeiten nicht ausreichen.

Diese Art von Grenzerfahrungen müssen nicht, aber können entwicklungsfördernd sein. Sie bieten die Chance, ein Motor für konstruktive Entwicklung zu sein. Das gelingt vor allem dann, wenn die Kinder und Jugendlichen auf bevorstehende Veränderungen alters- und entwicklungsgerecht vorbereitet und an sie betreffenden Entscheidungen beteiligt werden. Wenn ihre Ängste und Sorgen ernst genommen werden und Vertrauenspersonen sie konstruktiv beglei-

ten, die mit ihnen mögliche Verhaltensalternativen entwickeln, falls ihre Wünsche nicht realisierbar sind. Besonders hilfreich ist, wenn sie auch die Möglichkeit haben, Kritik und Unzufriedenheit an neutraler Stelle zu äußern und erleben, dass sich durch ihre Beschwerde etwas verändert: so erfahren sie sich gestärkt als selbstwirksame Persönlichkeiten.

In der Praxis der Jugendhilfe werden diese Themenbereiche u.a. in Einzelgesprächen mit vertrauten Mitarbeitenden und in wöchentlichen Gruppengesprächen bearbeitet, in denen Aufgaben, Konflikte, Veränderungswünsche und aktuelle Termine besprochen werden.

Jede Wohngruppe entsendet eine Person in das Kinder- und Jugendparlament, in dessen Rahmen übergreifende Themen bearbeitet werden.

Die Kinder und Jugendlichen haben die Möglichkeit, Beschwerden und Anregungen zu formulieren, so dass man gemeinsam nach Lösungen suchen kann.

Und nicht zuletzt werden mit den Jugendlichen, ihren gesetzlichen Vertretern und den Teamleitungen Perspektivgespräche zu ihren Zukunftsplänen geführt: Wie möchte ich wohnen? Wo möchte ich arbeiten? Was ist dafür zu tun? Und was sollte ich noch lernen, um meine Wünsche zu erfüllen?

Mit pädagogischer und therapeutischer Betreuung und einer altersangemessenen Beteiligung der Kinder und Jugendlichen an den sie betreffenden Themen können Grenzerfahrungen bewältigt und Lernfortschritte erzielt werden. Dabei helfen viele der Erfahrungen, die an den innerhalb der Jugendhilfe zu erlebenden Grenzen gemacht werden.



WO BLEIBT DENN DA DIE FÖRDERUNG?

von Thomas Vohsen

Die Arbeit von Werkstätten für Menschen mit Behinderung an der Grenze zwischen Mensch und Markt



Wo bleibt denn da die Förderung?

Ein einprägender und nachhaltig in meinem Kopf verbleibender Fragesatz, seit ich im Juli 2003 die Betriebsstättenleitung der zu den Hephata Werkstätten gehörenden Betriebsstätte Ertstraße in Mönchengladbach von meinem Vorgänger Rudolf Krah übernommen habe.

Wo bleibt denn da die Förderung? Diese Frage wurde gestellt, so empfand ich damals, gerne im Zusammenhang mit einer hohen Arbeitsbelastung im Produktionsbereich, aber nicht nur da.

Auch wenn ich nicht gleich absehen konnte,

an ihre Arbeit, herangeführt werden können. Das nimmt Zeit in Anspruch: komplexe Arbeitsabläufe müssen individuell in mehr oder weniger große Arbeitsschritte gegliedert werden, wie es für die Fähigkeiten des Menschen passt. Hier ist Geduld und Kreativität gefragt. Kleinste Handgriffe müssen oft wiederholt werden, bis sie sitzen. Danach kann man erst den oder die folgenden Schritte einüben. Auch muss man sich Gedanken über Hilfsmittel machen, die den oft körperlich eingeschränkten Mitarbeiterinnen die Tätigkeiten erleichtern oder überhaupt erst möglich machen.

Aber genau das
wollen wir nicht
und insbesondere
die Mitarbeiterinnen,
unser Klientel,
wollen das nicht.

Die Werkstatt ist für sie ihr Arbeitsplatz, genau wie wir Angestellten unsere Arbeitsplätze haben und uns mit unseren Aufgaben identifizieren wollen. Und das funktioniert über den Weg der „richtigen“ industriellen Produktion.



Unsere industriellen Kunden geben den Werkstätten keine einfachen Arbeiten, damit Menschen mit Behinderung ein wenig Beschäftigung haben und dafür auch noch Geld bezahlen. Zwar haben viele von ihnen bei der Auftragsvergabe den Impuls, etwas Gutes tun zu wollen, aber am Ende wollen

sie ein Produkt, das ihren qualitativen, preislichen und terminlichen Vorstellungen entspricht; dieses könnten sie auch von anderen Stellen beziehen, aber die (und wir!) wollen, dass sie es über Hephata tun.

Um den Vorstellungen der Kundinnen entsprechen zu können haben wir in den WfbM einen modernen Maschinenpark und in den entsprechenden handwerklichen Berufen ausgebildete Gruppenleiter in den Produktionsabteilungen. Und damit stehen wir in gleicher Linie mit allen anderen Anbieterinnen im freien Markt. Wir sind da auch nicht der „Billige Jakob“, der nur über geringe Preise



an die Aufträge kommt. Schließlich werden von den erwirtschafteten Erträgen die Entgelte der Mitarbeiter bezahlt. Und für diese ist es enorm wichtig zu wissen, für wen und wozu das Produkt, das sie bearbeiten, benötigt wird. Sie identifizieren sich mit der Arbeit und sind sich auch bewusst darüber, dass die Qualität den Vorgaben entsprechen muss. Wenn das erreicht wird - und das ist der Regelfall - sind sie stolz auf ihre Leistung. Wenn sich für uns die Möglichkeit ergibt, unsere industriellen Kundinnen in ihren Produktionsbetrieben zu besuchen, nehmen wir die Gelegenheit gerne wahr. Einfacher bekommen unsere Mitarbeiter keinen Bezug zum Produkt, als wenn sie sehen, wie das von ihnen bearbeitete Produkt im Roh-, und wichtiger noch im Endzustand aussieht. Im Idealfall kann man sogar mit den tätigen Menschen vor Ort ins Gespräch kommen, die „mein“ Produkt weiterbearbeiten.

EINE ANEKDOTE AM RANDE:

Zurzeit bearbeiten wir in der Betriebsstätte Ertstraße einen Auftrag von 5000 Adventskalendern. (24 Schachteln aufstellen, mit Artikeln befüllen, in eine Umverpackung packen, mit Empfängeradress-

aufklebern versehen und verschicken), die man zum Beispiel über Amazon bestellen kann. Eine Mitarbeiterin, die an diesem Auftrag mitarbeitet, wollte unbedingt einen solchen Adventskalender haben und hat sich mit Hilfe der Gruppenleiterin über das Bestellportal einen Kalender an ihre Adresse bestellt, hat den Kalender hier in der Werkstatt zusammengebaut, mit dem eigenen Adressaufkleber versehen und versendet. Der Kalender ist mittlerweile bei ihr zuhause angekommen und wartet darauf, dass die Schachtel mit der Nummer 1 geöffnet werden darf.



Für die Mitarbeiterinnen sind die WfbM ihr Arbeitsplatz, wie für Millionen Menschen in der sogenannten normalen Welt. Dazu gehören Höhen und Tiefen, Herausforderungen, menschliche Begegnungen und all das, was einen Arbeitsplatz ausmacht. Und da ist es nicht verwunderlich, dass man auch mal „keinen Bock“ zur Arbeit hat, Streit mit Kollegen und sowieso alles doof findet. Wie anderswo auch. Bei uns mit dem Unterschied, dass es Beachtung finden soll und wir darauf eingehen.

Unsere Gruppenleiterinnen arbeiten an der Grenze zwischen Menschen mit Behinderung und Markt: auf der einen Seite ist da der industrielle Kunde, der ein Produkt oder eine Dienstleistung bestellt, dafür bezahlt, unabhängig davon, dass dies in einer WfbM stattfindet. Auf der anderen Seite sind die Menschen mit Behinderung, denen ein Arbeitsplatz geboten wird und die bei der Ausführung ihrer Tätigkeiten bestmöglich unterstützt und an neue Herausforderungen herangeführt werden. Und dabei kommt man auch mit den betehenden Grenzen von Menschen und Qualitätsstandards in Kontakt. Das ist eine herausfordernde und sehr spannende Aufgabe.

Ich habe die Komplexität und Vielseitigkeit dieser Aufgabe beim Eintritt ins Unternehmen nicht geahnt. Aber das macht die Arbeit hier aus und bis heute habe ich es nicht bereut, diesen Schritt in die Leitung einer WfbM getan zu haben.

... Wo bleibt denn da die Förderung? Ich komme nochmal auf den Einstieg ins Thema zurück. Dieser Satz wurde in unterschiedlichen Zusammenhängen gebraucht. Ich nutze ihn als Ansporn, immer wieder die wichtige Aufgabe der WfbM in den Mittelpunkt zu rücken: Menschen so anzuleiten und zu

fördern, dass sie einen für sie passenden und als sinnvoll erlebten Arbeitsprozess haben, der sie zufrieden und zuweilen auch stolz machen soll auf das, was sie den ganzen Tag lang tun. Und was soll ich sagen? Es funktioniert (meistens). Super!

Ergänzend möchte ich noch bemerken, dass ich das Thema „Vermittlung auf den ersten Arbeitsmarkt“, was durchaus die Berechtigung gehabt hätte in diesem Artikel betrachtet zu werden und welches eine weitere wichtige Säule in der Arbeit der Werkstätten mit der Industrie ist, bewusst außen gelassen habe, da dies den Rahmen gesprengt hätte und dieses Thema zu wichtig ist, als dass es thematisch nur angekratzt worden wäre.

Einen Hörbeitrag des WDR zum Thema finden Sie hier: WDR 5 Neugier genügt - das Feature. 28.09.2021. 21:58 Min. Verfügbar bis 28.09.2022. WDR 5. Von Stephan Beuting

<https://www1.wdr.de/mediathek/audio/wdr5/wdr5-neugier-geneugt-das-feature/audio-inklusion-in-werkstattbericht-102.html>



te, was sie in der Praxis konkret zu bedeuten hatte - ich merkte: in dieser Frage geht es um Grundsätzliches. Wenn man wie ich aus einem „normalen“ Produktionsbetrieb kommt, erscheinen die anstehenden Aufträge in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung (WfbM) zunächst als leicht zu erledigen.

Beim genaueren Hinsehen kommen dann aber Fragen auf wie:

- Wie können Mitarbeiterinnen denn die Maschine bedienen, wenn sie nicht lesen können?
- Wenn Gruppenleiter nicht ständig kontrollieren können?
- Hoffentlich passiert da nichts!
- Wie kann man Maßhaltigkeit von Teilen überprüfen und dokumentieren, ohne Lesen und Schreiben zu können?
- Wie können abgezählte Teile verpackt werden, wenn jemand Schwierigkeiten beim Zählen hat?

Da kommt dann die angefragte „Förderung“ ins Spiel, ja, das ist die Hauptaufgabe für die WfbM: die Gruppenleiterinnen müssen sich genau darüber Gedanken machen, wie die Mitarbeiter individuell an die Tätigkeiten,

Da kann man fragen: muss das denn unbedingt an „richtigen“ Aufträgen geschehen, für die der Kunde bezahlt und in den meisten Fällen in weitere, eigene Produktionsprozesse einfließen lässt? Könnte man nicht, wie in einer Ausbildungswerkstatt, Übungsstücke oder Übungsarbeiten machen und die Teile dann nach Fertigstellung wieder auseinandernehmen und am nächsten Tag wieder zusammenbauen? Da kann man die Handgriffe doch auch lernen und sich den Tag über beschäftigen.

Eine Grenzerfahrung, die alles verändert: Spät erworbene Hirnschädigung



© Udo Leist



© Photographee.eu, stock.adobe.

von Brigitte Beutner und Christian Houben

„In einer Sekunde hat sich mein ganzes Leben geändert. Nichts ist mehr wie vorher.“

„In einer Sekunde hat sich mein ganzes Leben geändert. Nichts ist mehr wie vorher.“ Wie oft haben wir von unseren Klientinnen diesen Satz gehört.

Wir alle kennen die Erfahrung, einmal krank zu sein. Eine Erkrankung oder eine Unfallfolge, die das ganze Leben in existenzieller Weise verändert, stellt jedoch eine außergewöhnliche Grenzerfahrung dar. Eine erworbene Hirnschädigung durch beispielsweise einen Schlaganfall, eine Hirnblutung oder einen Sauerstoffmangel bringt Menschen an die Grenzen dessen, was sie bisher konnten, was ihnen vertraut war, was sie und ihr Leben ausmachte.

Viele Betroffene können mit dem in der Fachliteratur verwendeten Begriff der „erworbenen“ Hirnschädigung nichts anfangen. „Ich habe das nicht erworben, ich wollte es nicht haben, es ist ungefragt gekommen, ich habe es erlitten“ hören wir oft. Und so ist es auch, niemand hat dieses Schicksal selbst ausgewählt und es verursacht in allen Fällen Leid.



© Photographee.eu, stock.adobe.com

Die (meist) dauerhaften Auswirkungen der Hirnschädigungen begrenzen die Betroffenen in vielerlei Hinsicht. Eine Halbseitenlähmung nach einem Schlaganfall zu bekommen und dadurch vielleicht für immer an den Rollstuhl gefesselt zu sein. Eine Aphasie zu erleiden, die es unmöglich macht über Sprache zu kommunizieren. Dies sind Beispiele dafür, wie Betroffene plötzlich in körperlicher Hinsicht auf Hilfe angewiesen sind, was als sehr einschneidende Grenzerfahrung erlebt wird. Dinge nicht zu können, über die man vorher nie nachgedacht hat.

Die einfachsten Handlungen werden zu unüberwindbaren Hürden, zu Grenzen. Gehen, sprechen, gezielte Bewegungen ausführen, essen, all dies kann nach einer Hirnschädigung beeinträchtigt sein oder verloren gehen und kann die Betroffenen damit lebenslang begrenzen.



© Sergey Nivens, stock.adobe.com

Es gibt aber auch sehr viele Beeinträchtigungen nach einer Hirnverletzung, die man nicht sieht. Dazu zählen Gedächtnisprobleme, Konzentrationsstörungen, Störungen der exekutiven Funktionen oder Veränderungen der Persönlichkeit. Sie können den Betroffenen mindestens so sehr begrenzen wie körperliche Defizite.

Dies führt Betroffene auch häufig zu den Fragen:

- Wer bin ich noch, wenn ich meine Rollen nicht mehr erfüllen kann?
- Kann ich weiter Partner sein?
- Kann ich meine Rolle als Elternteil noch ausfüllen?
- Ich kann meinen Beruf nicht mehr ausüben, bin ich also keine Kollegin mehr?
- Wer bin ich aber, wenn ich dies alles nicht mehr oder nicht mehr wie früher sein kann?
- Was bleibt von mir?

Auch bei der Auseinandersetzung mit dieser Frage, die im Verlauf des Krankheitsbewäl-



© Chahabala, stock.adobe.com



© gpointstudio, stock.adobe.com



© Velemp, stock.adobe.com



© sudok, stock.adobe.com

tigungsprozesses unweigerlich auftaucht, stoßen Betroffene an ihre aber auch an die Grenzen ihrer Mitmenschen. Wir erleben, wie Phasen der Trauer um die erlittenen Verluste und der Frustration häufig zur Resignation führen. Beziehungen zu Partnerinnen oder Freunden verändern sich oder zerbrechen gänzlich.

Zu diesen persönlichen Prozessen kommen häufig noch finanzielle Ängste und Belastungen durch das Antrags-Wirrwarr bei Behörden und Kostenträgerinnen.

Um Menschen in diesen Grenzsituationen zu unterstützen, betreibt die Evangelische Stiftung Hephata seit 2016 die Beratungsstelle für Menschen mit erworbener Hirnschädigung. Wir bieten eine Anlaufstelle für Betroffene und Angehörige. Hier können sie sich zu allen Themen rund um Hirnverletzungen und neurologische Erkrankungen beraten lassen.

Die Beratung umfasst z. B. Hilfe bei der Suche nach Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, deren Finanzierung und auch psychosoziale Beratung.



© Udo Leist

GRENZEN im ALLTAG

EINE UMFRAGE

von Zora Kiesow und Leonardo Drinceanu

Es war gar nicht so einfach, Menschen zu finden und dann anzusprechen für unsere Umfrage. Viele hier am Nordpark, wo wir auch unser Büro mit dem Social-Media-Team von Hephata haben, sind nur kurz in der Mittagspause unterwegs und haben keine Zeit. Umso schöner, dass sich einige nette Bürgerinnen (und ein Hund) gefunden haben, sich unserer Fragen anzunehmen. Als Menschen mit Behinderung kommen wir schnell an unsere Grenzen, zumindest was die Fortbewegung und manchen Ort angeht, denn Barrierefreiheit ist leider nur ungenügend vorhanden. Wir wollten wissen, wo die Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung an ihre Grenzen stoßen. Dabei ist diese kleine Umfrage entstanden.

Was stellen Sie sich unter Grenzen im Alltag vor? Ich denke, dass man körperlich eingeschränkt ist, dass man gewisse Nachteile hat, dass wenn man irgendwohin geht, nicht alles barrierefrei ist. Dass man nicht reinkommen kann oder Hilfe braucht. Wenn man nicht das Gefühl hat, ich kann alles selber machen, ich bin frei.

Wovon sind Sie häufig im persönlichen Alltag betroffen? Mich persönlich betrifft das nicht.

Erleben Sie auch Grenzen am Arbeitsplatz? Ich persönlich nicht, aber ich denke, dass man Arbeitsplätze besser mit Hilfsmitteln ausstatten könnte. Vor allem für Menschen mit Behinderung oder Einschränkung.

Wie kann man Ihrer Meinung nach Grenzen überwinden? In dem man einfach etwas tut. Oft wird das Thema ignoriert oder zur Seite gelegt, weil man andere Themen für wichtiger empfindet. Ich denke, man sollte allen Menschen die Möglichkeit geben, überall frei reinzukommen. Das wäre vielleicht eine Option, wenn man z.B. neue Häuser baut, die Barrierefreiheit zu berücksichtigen.

Denken Sie, aus Grenzerfahrungen kann man lernen? Definitiv kann man aus solchen Erfahrungen lernen. Man hat es nicht nötig, Menschen auszugrenzen. Da stellt sich die Frage: Warum grenzt man jemanden aus? Nur weil er anders ist?

Ist es für Sie schon eine Grenzerfahrung, von einem Menschen mit Behinderung angesprochen zu werden? Das ist für mich gar kein Problem. Ich fin-

de, dass man andere ansprechen sollte, wenn man Hilfe braucht oder auf Hilfe angewiesen ist. Natürlich ist da eine gewisse Angst vor Reaktionen, wie der Angesprochene reagiert. Aber aus diesem Grund sollte das Thema größer gemacht werden. Deswegen finde ich es gut, dass der Kanal von euch gegründet worden ist, dass ihr „unangenehme“ Themen anspricht und dass Menschen nicht nur wegschauen.



Was stellen Sie sich unter Grenzen im Alltag vor? Je nachdem für wen? Grenzen im Alltag für Sie sind jetzt vielleicht Stufen, Höhenunterschiede oder vielleicht auch unbefestigte Wege. Das wären für mich jetzt vielleicht nicht unbedingt Grenzen. Aber, wenn man auf einen Rollstuhl angewiesen ist, wären das schon Grenzen. Für mich persönlich? Weiß ich nicht. Im Alltag kann ich für mich persönlich keine Grenzen ausmachen.

Wovon sind Sie häufig im persönlichen Alltag betroffen? Ich komme eigentlich überall gut durch,

wenn die Türen für mich nicht verschlossen sind. Treppen komm ich hoch und runter, meine Kinder, der kleinste, der ist vier, der kann auch überall hochklettern, wenn er möchte. Ich kann's echt nicht sagen, dass ich oder meine Familie persönlich Probleme haben. Ich glaube, das ist auch der Punkt, warum man das bei anderen Menschen nicht sieht, die vielleicht damit ein Problem haben. Man ist auf diesem Gebiet einfach nicht sensibilisiert, dass es Menschen gibt, die vielleicht Probleme haben irgendwo reinzukommen, hochzukommen oder auch durchzukommen.

Erleben Sie auch Grenzen am Arbeitsplatz? Bei mir nicht. Mein Arbeitsplatz wäre sogar barrierefrei zu erreichen für jedermann oder jede Frau. Ich bin bei der Kreisverwaltung Viersen angestellt und dort ist alles auf Menschen mit Behinderung eigerichtet. So weit eingerichtet, dass jeder seinen Arbeitsplatz erreichen und seine Arbeit verrichten kann.

Wie kann man Ihrer Meinung nach Grenzen überwinden? Grenzen in Form von Hindernissen kann man leichter überwinden, wenn andere Menschen einem helfen. Alleine kriegt man das oft nicht geregelt. Wenn

man aber in irgendeiner Form anders ist oder immer wieder Hilfe braucht, dann ist man schon auf Toleranz und Integration angewiesen. Da braucht man schon Menschen, die einem helfen und den Weg freimachen.

Denken Sie, aus Grenzerfahrungen kann man lernen? Ja, auf jeden Fall. Auf jeden Fall können es die Menschen lernen, die einem bei der Überwindung der Grenzen helfen. Da man selber normalerweise viele Grenzen einfach nicht sieht. So können viele bei einer Hilfestellung sehr viel lernen. So sehe ich das.

Ist es für Sie schon eine Grenzerfahrung, von einem Menschen mit Behinderung angesprochen zu werden? Nein. Durch die Erfahrungen, die ich mit Menschen mit Behinderung gemacht habe, habe ich überhaupt keine Berührungängste. Das ist für mich überhaupt kein Problem. Das sollte langsam zum Alltag gehören, dass man andere nicht auf Grund ihrer Behinderung ausgrenzt. Wenn wir mehr das miteinander fördern würden, dann gäbe es irgendwann keine Grenzen oder Berührungsschwierigkeiten mehr.



Was stellen Sie sich unter Grenzen im Alltag vor? Grenzen im Alltag sind für mich Dinge, die Menschen, die auch eine Behinderung haben, nicht selbstständig ohne fremde Hilfe erledigen können. Dass man manche Sachen alleine nicht machen kann, sondern ein Stück weit zurückgestellt wird, weil man irgendwas nicht machen kann.

Wovon sind Sie häufig im persönlichen Alltag betroffen? Ich bin selber krank, ich leide unter MS und viele Menschen haben nicht sehr viel Verständnis dafür, dass ich mich

häufig ausruhen muss und oft müde bin. Und da werde ich stellenweise auch von Partys oder Veranstaltungen direkt ausgeschlossen, weil man denkt, dass ich eh nicht teilnehmen werde. Dann bin ich auch die Spielverderberin. Es gibt Tage, da geht's mir ganz gut, da wäre das kein Problem, aber es gibt halt Tage, wo ich kurzfristig absagen muss. Wobei ich persönlich für mich festgestellt habe, dass ich schon gar nicht mehr gefragt werde. Und das ist das Problem. Nur weil die Leute das nicht sehen, dass ich ein Problem habe, haben sie auch kein Verständnis für mich.

Erleben Sie auch Grenzen am Arbeitsplatz? Also ich persönlich habe noch keine Grenzen am Arbeitsplatz kennengelernt. Ich habe sehr viel Verständnis von meinem Chef. Ich arbeite in einer Arztpraxis und mir wird da sehr viel Verständnis entgegengebracht. Wir haben eine Kollegin, die homosexuell ist und wir haben auch eine türkische Kollegin. Also bei uns gibt es sowas wie Diskriminierung am Arbeitsplatz nicht.

Wie kann man Ihrer Meinung nach Grenzen überwinden? Durch Austausch, Aufklärung und Gespräche. Obwohl ich sagen muss, an manchen Stellen

können diese nicht überwunden werden, weil die Menschen einfach zu engstirnig denken und ihre Offenheit dafür nicht zeigen. Manche Menschen sind einfach schlicht und ergreifend dumm. Aber wir wollen ja jetzt keine Gruppen ausgrenzen.

Denken Sie, aus Grenzerfahrungen kann man lernen? Wenn man dazu bereit ist, ja. Aber die Bereitschaft der Menschen ist nicht immer da. Meiner Meinung nach lernt man so was, wenn man selber einmal ausgegrenzt worden ist. Wer so was selber nicht erfahren hat oder die nötige Empathie vom Elternhaus nicht beigebracht bekommen hat, der wird auch

aus Grenzerfahrungen nichts lernen. Ich denke mal, das können tatsächlich nur Menschen, die es selber erfahren haben oder die das nötige aus dem Elternhaus mitgegeben bekommen haben, dass man Grenzen sehr wohl überwinden kann.

Ist es für Sie schon eine Grenzerfahrung, von einem Menschen mit Behinderung angesprochen zu werden? Nein, ich bin ja auch behindert, man sieht es nur nicht.



Was stellen Sie sich unter Grenzen im Alltag vor? Allgemein, dass man nicht machen kann, was man gerne möchte, weil eventuell manche Zugänge nicht da sind, Treppen davor sind oder Sonstiges. Und wahrscheinlich ist man im Rollstuhl noch viel eingeschränkter, wegen solchen Hindernissen.

Wovon sind Sie häufig im persönlichen Alltag betroffen? Ich habe einen kaputten Rücken, das schränkt schon ein wenig ein, aber nicht so dramatisch.

Erleben Sie auch Grenzen am Arbeitsplatz? Nein. Ich erlebe so was nicht.

Wie kann man Ihrer Meinung nach Grenzen überwinden? Indem man auf alle Menschen offen zugeht und versucht, ihnen zu helfen. Und die Politik müsste vielleicht auch aus dem Quark kommen, das wäre mal schön.

Denken Sie, aus Grenzerfahrungen

kann man lernen? Das sollte man auf jeden Fall. Vor allem die Menschen, die diese Grenzen erschaffen, nicht grade die, die davorstehen. Ja, ich denke wir können dadurch alle lernen.

Ist es für Sie schon eine Grenzerfahrung, von einem Menschen mit

Behinderung angesprochen zu werden? Oh Gott nein, überhaupt nicht. Ich habe da vielleicht nicht ganz so viel Kontaktängste wie viele andere, weil mein Sohn auf der Förderschule, der Paul-Moor-Schule, ist und für mich ist vieles völlig normal. Ich kenne das schon sehr lange.



WIE willst Du LEBEN?

Und am Ende?

Mit dem Ende will ich mich doch eigentlich gar nicht beschäftigen. Mit dem Lebensende, mit dem Tod, mit dem Aufhören meines Seins. Doch das Magazintheema „Grenzen und Grenzerfahrungen“ meint nach meinem Verständnis natürlich auch die Grenzen meines Lebens, meiner Existenz. Who wants to live forever – kommt mir bei dem Thema immer in den Sinn. Ich! Rufe ich dann innerlich ganz laut. Zeitgleich mischt sich dann aber auch jedes Mal auf's Neue die kurze Lebensdauer des wundervollen Sängers dieser Zeilen in meine Gedanken. Ich bin noch relativ jung, relativ gesund, relativ sportlich. Also höre ich lieber auf, an den Tod und an meinen eigenen sowieso zu denken. Leider ist das nicht sehr schlau von mir, schlauer gehen das auf jeden Fall die Kolleginnen bei Hephata an, die sich der gesundheitlichen Versorgungsplanung für die Kunden der Hephata Wohnen gGmbH verschrieben haben. Die Kolleginnen, die mit Menschen mit Behinderung über die Möglichkeiten der psychosozialen, medizinischen und pflegerischen Versorgung am Lebensende sprechen; sie helfen den Menschen über das Thema Sterben nachzudenken, klären auf und ermöglichen es ihnen, Entscheidungen für später zu treffen; sie schulen auch andere Kolleginnen darin, mit dem Thema Tod umzugehen. Denn – entschuldigen Sie diese Phrase – eines ist gewiss: Sterben müssen wir alle. Irgendwann.

Doch was machen diese vier Kolleginnen eigentlich genau, was steckt hinter der Versorgungsplanung? Um diese Fragen zu beantworten, habe ich mich mit Claudia Engels getroffen, Hephatas Koordinatorin für gesundheitliche Versorgungsplanung (kurz: GVP).

Was genau ist die gesundheitliche Versorgungsplanung?

Die gesundheitliche Versorgungsplanung für die letzte Lebensphase gemäß § 132g SGB V wurde durch das Gesetz zur Verbesserung der Hospiz- und Palliativversorgung 2015 in Deutschland geschaffen. Die Vereinbarung dazu trat am 1. Januar 2018 in Kraft, so dass sich auch Hephata dazu entschloss, die gesundheitliche Versorgungsplanung durch vier qualifizierte Beraterinnen anzubieten. Durch eine professionelle und individuelle Beratung soll es den Menschen ermöglicht werden, ihr Lebensende selbstbestimmt zu planen und somit ihre Wünsche, Vorstellungen und ihre Willensäußerungen dazu schriftlich zu fixieren und akzeptiert zu wissen. Die Kosten für die gesundheitliche Versorgungsplanung übernehmen die Krankenkassen.

Für Menschen, die sich aufgrund der Schwere einer Behinderung nicht selbst zu einer gesundheitlichen Versorgungsplanung äu-

bern können, kann mit dem Team, den gesetzlichen Vertretern und anderen Vertrauenspersonen, eine Vertreterdokumentation erstellt werden, in dem der natürliche Wille zu Behandlungswünschen ermittelt und schriftlich festgehalten wird.

Ab welchem Alter sollte man mit der gesundheitlichen Versorgungsplanung beginnen?

In jedem Alter kann und sollte man mit der gesundheitlichen Versorgungsplanung beginnen, damit die Gespräche nicht erst dann beginnen, wenn man in einer Notsituation ist. Durch die Kenntnis des Kundinnenwillens entsteht bei Angehörigen, den Teams und gesetzlichen Vertretern Handlungssicherheit und die selbst gesetzten Grenzen der Kundinnen bei medizinischen Maßnahmen können besser akzeptiert werden. Auf Wunsch des Kunden werden auch Vertrauenspersonen in den Gesprächsprozess einbezogen. Diese können sich ebenfalls



© bauhut tolker, stock.adobe.com

frühzeitig mit dem Thema Tod und Sterben auseinandersetzen und medizinische Entscheidungen der Kundinnen besser mittragen.

Ist es nicht belastend, wenn man sich ständig mit dem Tod beschäftigt?

Ich habe mich schon viele Jahre mit dem Thema „Tod und Sterben“ auseinandergesetzt, das gehört zu meiner Ausbildung und zu meiner beruflichen Tätigkeit einfach dazu. Als Ausgleich gehe ich täglich mit meinem Hund im Wald spazieren, gehe regelmäßig Angeln und singe in einer Band. Da spüre ich dann das Leben – mal alleine, mal zusammen, mal ganz ruhig und mal richtig laut. Das lässt das Thema Tod in den Hintergrund treten.

Auszubildende UND DIE GRENZEN DES LEBENS

Wer Menschen professionelle Assistenz leistet, gerät in alle denkbaren Lebenssituationen. Leistungsorientierte Mitteleuropäerinnen mögen ein paar Jahre lang – zwischen dem Eintritt ins Erwachsenenalter und dem Beginn altersbedingter Einschränkungen – noch glauben können, das Leben sei nicht mit Behinderungen versehen. Heilerziehungspfleger lernen dagegen schnell, dass Leben immer begrenzt ist. Auch als junge Menschen mit dem Lebensgefühl, alles noch vor sich zu haben, müssen sie beruflich Menschen an deren Lebensende angemessen begleiten.

Aus diesem Grund führt das Hephata Berufskolleg regelmäßig Seminare zum Thema „Umgang mit Sterben, Tod und Trauer“ durch. Im ersten Ausbildungsjahr der Heilerziehungspflege müssen die Studierenden daran teilnehmen. Gesundheitslehre und Religionslehre haben sich dafür zusammengetan und werden von einer externen Kraft, einer Krankenhauseelsorgerin, unterstützt.

Das Seminar dauert zwei Tage und findet außerhalb der Schule statt. Alles, was dort geschieht, soll vertraulich bleiben und wird nicht bewertet, damit die Teilnehmenden im geschützten Rahmen über sich selbst nachdenken können. Dieses Nachdenken geschieht mithilfe von Übungen und Gruppenarbeiten, ergänzt durch kurze Vorträge. Den Anfang macht die Auseinandersetzung mit eigenen Grenzerfahrungen. Die Studierenden erinnern Verluste, erkennen aber auch die eigenen Ressourcen, mit denen sie diese Verluste bewältigt haben. Darauf folgt die Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit, aus der persönliche Schlüsse gezogen werden können. Die Studierenden besinnen sich auf ihre eigenen Grenzen und überdenken ihren eigenen Lebensmodus sowie persönliche Vorstellungen über das eigene Sterben. Den Schlusspunkt des ersten Tages bilden die persönlichen Prioritäten für ein glückliches, gelingendes Leben.

Wenn sich die Teilnehmenden auf das Seminargeschehen eingelassen haben, wirkt dieser erste Tag nach. Am zweiten Tag folgen zunächst Vorträge und Kurzfilme: über den biologischen Vorgang des menschlichen Sterbens und über die menschlichen Vorstellungen darüber, was der Tod sei. Die Vorträge bieten Gelegenheit, über eigene Erfahrungen mit Sterbesituationen zu berichten und Informationen zu vertiefen.

Indem die Teilnehmenden reflektieren, welchen Umgang sie mit Sterben, Tod und Trauer in ihren Praxisstellen haben beobachten können, wendet sich der Blick hin zur professionellen Praxis. In Rollenspielen werden Kriterien entwickelt, wer in welcher Situation auf welche Weise handeln sollte. Am Schluss sind die Studierenden aufgefordert, eigene Vorsätze für den Umgang mit sterbenden und trauernden Menschen in ihrem Beruf zu formulieren.

Zwei Tage Seminar können kein wirkliches Leben simulieren. Aber sie können denen, die sich darauf einlassen, eine wertvolle Hilfe sein, an den Grenzen des Lebens nicht zu erschrecken. Jede Lebenssituation ist einzigartig. Deshalb können auch keine Handlungsrezepte erlernt werden, wenn es um Sterben und Tod geht. Jedoch ist die intensive Auseinandersetzung mit Grenzfragen eine Chance, rechtzeitig genug Kraft zu fassen und Ideen zu haben, um auch in Krisen professionell handeln zu können.



© Seventyfour, stock.adobe.com

Ich mag keine Grenzen . . .

von Klaus Eberl

Doch Vorsicht! Die Bibel geht differenziert mit Grenzen um. Es gibt auch heilsame Grenzen. Zwischen Gott und Mensch, zwischen Himmel und Erde ist eine Grenze, die niemand überspringen kann. Gott ist Gott und Mensch bleibt Mensch. Wenn wir die Rolle zweibeiniger Götter spielen, kann das nicht gut gehen. Wir verlieren die Bodenhaftung. Zerbrecen unter ständiger Selbstüberforderung. Verlieren gerade das, was für ein Gelingen notwendig ist – unsere Menschlichkeit. Vor einem halben Jahrhundert wurden mutige Wissenschaftler noch bekämpft oder lächerlich gemacht, weil sie die Grenzen des Wachstums beschrieben. Hätte man damals auf sie gehört, würde heute die Klimakrise nicht so heftig über uns hereinbrechen.

Offensichtlich ist zum Überleben im Grenzland Unterscheidung notwendig. In Anlehnung an ein altes Gebet können wir formulieren: Gott, gib mir Gelassenheit, Grenzen anzunehmen, die zu meinem Leben gehören. Gott, gib mir den Mut, Grenzen abzubauen, die unnötig sind und dem Leben schaden. Gott, gib mir die Weisheit, die einen von den anderen zu unterscheiden.

Jeder Mensch muss lernen, seine eigenen Grenzen wahrzunehmen und mit ihnen zu leben. Ich bin angewiesen auf Hilfe, auf Ergänzung. Niemand kann sich wie einst Baron Münchhausen am eigenen Schopfe aus dem Sumpf ziehen. Die Welt ist zwar voller Menschen, die sich das einreden. Aber das Kunststück gelingt nicht. Niemand kann seinem Dasein aus eigener Kraft Sinn verschaffen. Der Glaube weiß: ich brauche das auch nicht. Ich bin geliebt so wie ich bin. Mit meinen Grenzen. Mit meinem Versagen. Mit meinen Defiziten.

Ulrich Bach, ein körperbehinderter Pfarrer, geschult im Umgang mit den eigenen Begrenzungen, sagte mir einmal: „Meine Behinderung ist keine Panne Gottes, kein himmlischer Betriebsunfall. Gott will, dass dieses Leben mein Leben ist!“ Ein großer Satz, vor dem ich Respekt habe. Diesen Satz möchte ich nachsprechen können, auch in Situationen, wo es schwerfällt: in Krankheit, Verzweiflung und Ratlosigkeit. Wenn ich an meine Grenzen komme. „Gott will, dass dieses Leben mein Leben ist!“

Und am Ende des Lebens? Angst und Schmerz sind mit dieser Grenze verbunden. Der Tod ist ein Teil des Lebens. Aber er hat nicht das letzte Wort über mich. Das letzte Wort sagt der Mann aus Nazareth, der alle Grenzen überwindet.

Über seine eigenen, ganz persönlichen Grenzen, spricht Klaus Eberl auch im WDR: [https://www.kirche-im-wdr.de/startseite/?no_cache=1&tx_krrprogram_pi1\[currentFormat\]=7](https://www.kirche-im-wdr.de/startseite/?no_cache=1&tx_krrprogram_pi1[currentFormat]=7)



© Pixabay gemeinfrei

Ich mag keine Grenzen. Wenn der Schlagbaum zwischen Wassenberg und Vlodrop (NL) geschlossen ist, könnte ich zur Säge greifen. Die Möglichkeit, von einem Land zum anderen zu reisen, diese mühsam errungene Freiheit, ist ein kostbares Gut. Denn ich kenne auch das andere: Berlin, geteilt in Ost und West. Jahre vor dem Fall der Mauer. Bahnhof Friedrichstraße: entwürdigend. Schlimmer noch. Eine Grenze, an der vielen das Leben geraubt wurde.

Grenzen können und manche müssen überwunden werden. Das ist die mutige Aussicht der Bibel. Moses befreit Israel aus dem ägyptischen Sklavenhaus. Josua reißt die Mauern mit Trompeten ein. Und der Mann aus Nazareth, der Gekreuzigte und Auferweckte, geht seinen Weg von Galiläa nach Jerusalem, um Barrieren zu überwinden: zwischen Menschen mit und ohne Behinderung, Männern und Frauen, Reichen und Armen, Einheimischen und Fremden, zwischen den Geretteten und Verlorenen. In dieser Perspektive stehen wir. Als wollten sie diese Botschaft bestätigen, haben russische Kosmonauten den „Pskower Engel“, Symbol der von rheinischen Christen initiierten Behindertenarbeit, mit in die Weltraumstation ISS genommen (siehe Bild). Von dort aus betrachtet ist die Erde die grenzenlose Heimat aller Menschen.

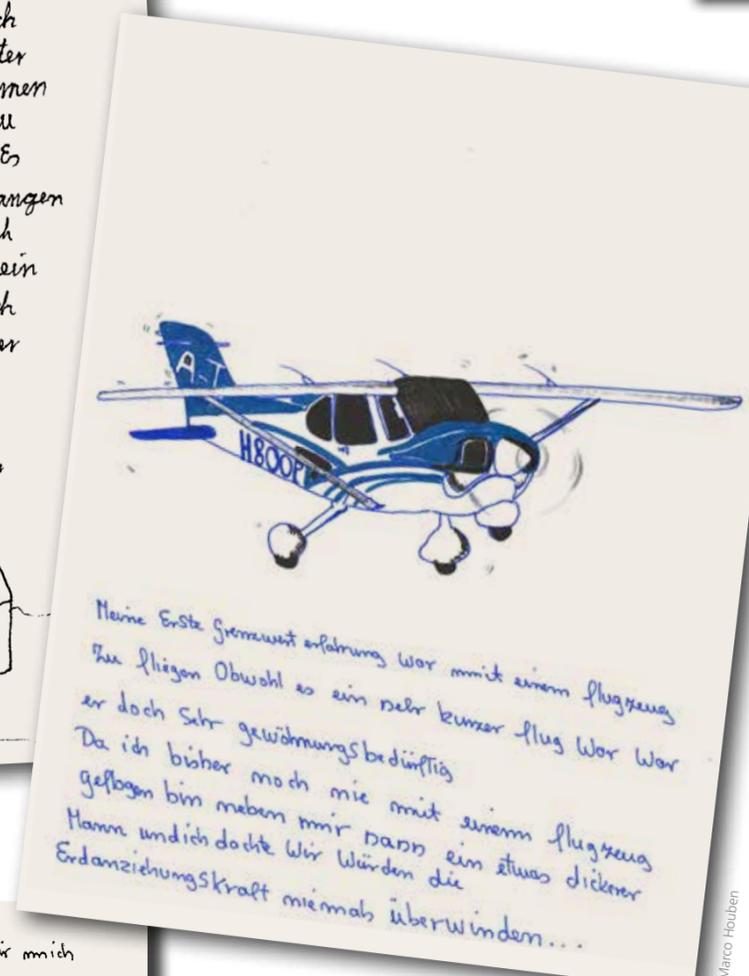
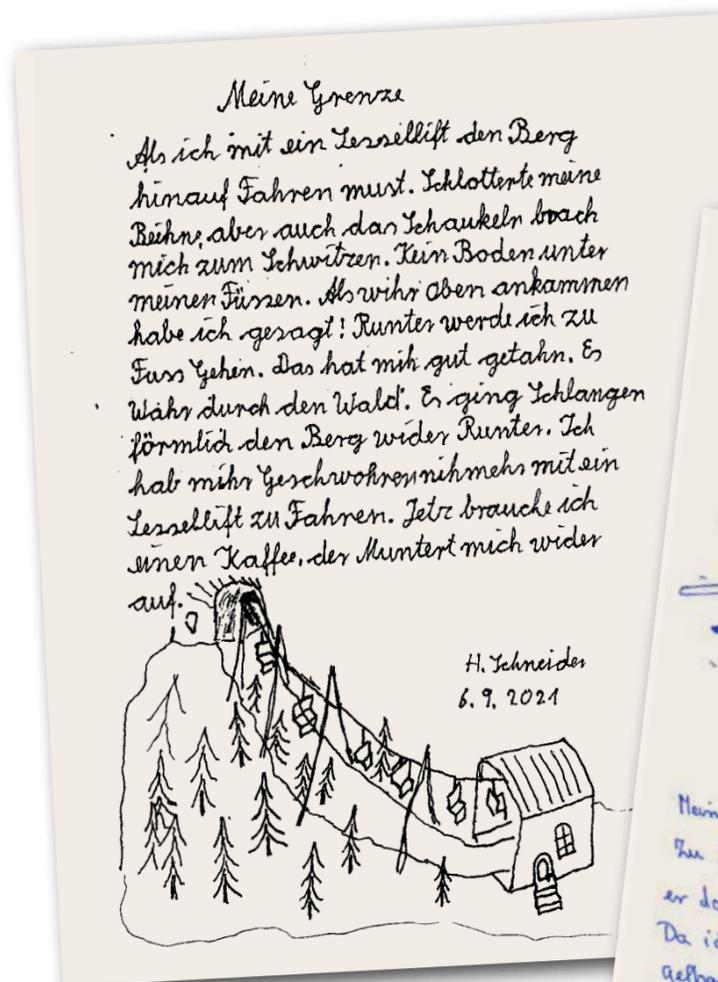


© roskosmos

Bilder und Texte zum Thema

DIE RUBRIK AUS DEM ATELIER STRICHSTÄRKE

STRICHSTÄRKE



© Marco Houben



Meine Urlaubsgrenzenerfahrung

Als ich 2015 das erste Mal in Österreich war, und wir zu den Krimmler-Wasserfällen gefahren sind. Die 3-4 Stunden dort hochzuklettern, war sehr anstrengend, aber je höher ich kam, desto schöner wurde die Aussicht. Das Rauschen der Wasserfälle und ein Regenbogen entstand. Ich brauch nicht mal mehr die Fotos dazu. Ich denke einfach nur daran und dann habe ich alles wieder vor Augen! *anonym*

Körpergrenzen

Als ich dieses Jahr im Urlaub nach Ostfriesland gefahren bin, saßen wir in einem Café, da wir aufgrund des Wetters kein Minigolf mehr spielen konnten. Eine Betreuerin hat mir Fotos von einem kleinen Kind gezeigt und da sind bei mir die Schleusen aufgegangen. Wegen meiner OP. Ich weiß nicht, wie ein Leben würde mit einem Kind, aber es hat auch gute Seiten. Ich bin gesundheitlich wieder echt gut. Meine Psyche ist ein Auf und Ab und ich muss Tabletten nehmen. Mal schauen was der Doc beim nächsten Gespräch sagt. *anonym*

© Marco Houben

Der 24. Februar 2020 war ein Wendepunkt in unser aller Leben, quasi der Beginn einer neuen Zeitrechnung: Am 24. Februar 2020 wurden in Heinsberg nach einer Karnevalssitzung die ersten Fälle von Covid-19 diagnostiziert ... und unser gewohntes Leben sprang aus den Fugen.

von Dieter Püllen

ERKENNTNIS 1: Manchmal hilft es, schnell zu sein!

Direkt nach Bekanntwerden der Infektionen war die Gemengelage völlig unklar. Keiner konnte sagen, womit wir es zu tun bekommen würden.

Doch alarmiert von der Schnelligkeit, mit der immer neue Fälle in Heinsberg bekannt wurden, gründeten wir bereits am 29. Februar, nur fünf Tage nach dem ersten Infektionsfall, eine siebenköpfige Task-Force, die sich aus je einem Vertreter jedes Geschäftsbereichs und des Vorstands zusammensetzte, und schlossen vorsorglich auch noch eine Betriebsschließungs-Versicherung ab. Beide Maßnahmen dieses 29. Februars - die Task-Force wie die Versicherung - erwiesen sich schon wenig später als goldrichtig.

Seitdem durchleuchtet die Task-Force jeden Bereich und jeden Geschäftsvorfall von Hephata. Schnell und unglaublich fokussiert gingen (und gehen!) wir auf die Suche nach möglichen Schwachstellen und ersannen praktikable Lösungen, um dem Virus keine Chance zu geben. Lediglich unsere Abhängigkeit von Trägerinnen des öffentlichen Rechts sorgte für gelegentlichen Sand im Getriebe: Mehrmals waren wir dazu gezwungen, in den Startlöchern zu verharren, in der Hoffnung grünes Licht durch offizielle Handlungsleitlinien zu bekommen. Zugangsbeschränkungen, Betriebsschließungen, die Testpflicht, der Umgang mit Impfungen, die Wiedereröffnung ... jeder Prozess



musste von offiziellen Stellen freigegeben werden. Hinzu kamen noch verschiedene diffuse Empfehlungen – wir erinnern uns nur an die offiziellen Verlautbarungen zum Tragen von Masken – mit denen man schwer umgehen konnte.

ERKENNTNIS 2: Was wir selbst machen, läuft! Flexibel und immer hochmotiviert räumten unsere Mitarbeiter in allen Bereichen die Stolpersteine aus dem Weg.

ENTGRENZTE NATUR: PANDEMIE



Doch ohne die Bereitschaft unserer Kundinnen, die notwendigen Beschränkungen und strengen Vorgaben auch freundlich zu akzeptieren, wäre es niemals möglich gewesen, die vielen Maßnahmen zum Schutze aller wirklich umzusetzen.

Als ab dem 19. März 2020 niemand mehr in unsere Betriebsstätten kommen durfte, wurden von jetzt auf gleich alle Kunden in ihren Wohneinrichtungen oder bei ihren Familien isoliert.

Um sie jedoch nicht völlig allein zurückzulassen, wurden die Betreuerinnen und Gruppenleiter in den Werkstätten kreativ und stellten die gewohnten Arbeitsabläufe um: Sie kombinierten die Arbeits-Materialien zu Paketen für Heimarbeit und lieferten sie persönlich in den Wohneinrichtungen und bei den Familien unserer Kundinnen aus. So gelang es, den von ihnen in den jeweiligen Werkstätten betreuten Mitarbeitern auch in dieser Ausnahmesituation eine Aufgabe und damit eine Tagesstruktur zu geben.



Die Artikel des täglichen Bedarfs, bei denen urplötzlich kritische Engpässe entstanden waren – wir erinnern uns an die mit aller Härte geführten Kämpfe um Toilettenpapier, Nudeln und Hygieneartikel – besorgten wir kurzerhand selbst und lieferten sie an unsere Wohneinrichtungen aus.

ERKENNTNIS 3: Krise verbindet!

Für die meisten Mitarbeiterinnen aus den Werkstätten waren es die ersten Besuche in den Wohneinrichtungen. Dabei wurden neue Kontakte geknüpft und so sorgte die Pandemie indirekt für tiefere Einblicke in die Arbeitsabläufe und Aufgaben von Kollegen aus anderen Bereichen.

Jeder hat alles gegeben, um die Mitarbeiterinnen mit Behinderungen engmaschig zu betreuen und um das Wir-Gefühl jeden Tag neu zu beleben.

Unsere Kollegen Stephan Kirschner und Ingo Cremers hielten sogar mit ihren Gitarren Konzerte in den Innenhöfen einer ganzen Reihe von Wohneinheiten ab, um den Bewohnerinnen eine kleine Abwechslung zu bieten, aber auch um zu signalisieren: Wir denken an Euch, Ihr seid nicht allein. Das war ein Riesen-Erfolg: Unsere Musiker wurden mit Beifallstürmen bedacht – und manche Bewohnerin fand später sogar die Zeit, uns zu schreiben und sich persönlich zu bedanken.



ERKENNTNIS 4: Sogar ganz Schlechtes kann was Gutes haben!

Corona war definitiv eine Grenzerfahrung. Aber zwischen allen Beschränkungen und schlechten Neuigkeiten entstand ganz leise ein Bewusstsein für wahre Werte: Der unschätzbare Wert von Freundschaft, Hilfsbereitschaft und Rücksichtnahme, zum Beispiel. Die ehrliche Freude darüber, dass kleine und große Feste tatsächlich gefeiert werden dürfen.

Das Gefühl von Luxus, als man nach Monaten der Hausmannskost, Fertiggerichte und lauwarm gelieferten Pizza zum ersten Mal wieder ein richtiges Restaurant besuchen durfte, in ein Kino ging oder zu einer Ausstellung.

Corona ist noch nicht besiegt und es ist völlig offen, ob es jemals besiegt wird. Doch jetzt, wo das Schlimmste überstanden zu sein scheint, bin ich einfach nur dankbar, dass wir diese Krise so gut gemeistert haben.



ENTGRENZTE NATUR:

FLUT

Neben der intensiven Grenzerfahrung der Pandemie hat uns in der Wohnen gGmbH im Juli dieses Jahres mit der Flut erneut eine Situation erreicht, die wir bisher so noch nicht kannten.

Das Schlimmste in den ersten Stunden und Tagen war, nicht zu wissen, was vor Ort passiert ist. Trotz aller technischen Möglichkeiten der Kommunikation und der sehr guten Ausstattung, die wir in den Standorten haben, war uns durch die Naturgewalten eine Grenze gesetzt.



Das, was uns sonst innerhalb von Wohnen sehr trägt und verbindet, das miteinander Reden und Austausch, konnte an den betroffenen Standorten nur noch sehr punktuell und in den ersten Tagen so gut wie gar nicht stattfinden. In Schleiden, Velbert-Langenberg, in Teilen des Rhein-Sieg Kreises und Leichlingen waren die Telefonanlagen tot, die Handys nicht erreichbar. So sind Menschen losgefahren, um zu sehen, was vor Ort geschehen ist. Und um zu helfen, beizustehen, zu beruhigen, zu trösten, anzupacken und zu begreifen.

In unseren Häusern haben einige Menschen mit Behinderung ihr Eigentum verloren, an vier Standorten können die Teams zurzeit nicht arbeiten und niemand kann dort wohnen. Und das wird auch leider noch eine ganze Zeit lang so bleiben. Positiv ist: es haben sich Lösungen finden lassen. Wir haben Standorte zum Teil komplett an andere Orte evakuiert, manche Menschen leben aktuell in ihrer Herkunftsfamilie und Einzelne haben in anderen, nicht betroffenen Wohnhäusern im Übergang ein neues Zuhause gefunden. Mitarbeitende helfen aus und arbeiten an anderen Standorten, damit die Ressourcen ausreichen.

Unsere Steuerungskompetenz haben wir als Hephata Wohnen sehr schnell wiedergefunden. Gut ist, dass wir wissen, dass wir uns aufeinander verlassen können. Und doch mussten wir Grenzen in unserem Handeln akzeptieren. Diese Erfahrung wird möglicherweise manche bisherigen Denkansätze in unseren Prozessen nachhaltig in Frage stellen und zu neuen Denkansätzen führen. Wir beschäftigen uns aktuell damit, wie betroffene Menschen das Geschehene verarbeiten können und wir uns auf ähnliche Grenzerfahrungen vorbereiten können.

Die Hilfsbereitschaft innerhalb der Wohnen gGmbH, aber auch in der Stiftung insgesamt, war beeindruckend, überwältigend und lässt uns zuversichtlich in die Zukunft schauen. Es gab Sach- und Geldspenden, Wohnangebote für obdachlose Kollegen, Transporthilfen und Unterstützung bei privaten Umzügen und beim Ausräumen unserer Häuser, freundliches Obdach in der Jugendhilfe, Übernahme von Diensten, unkomplizierte Absprachen zu allen möglichen Umständen und ganz sicher noch viel mehr für das wir sehr dankbar sind und was uns hilft, optimistisch zu bleiben.

Es scheint mir, als würden sich mit der Bewältigung dieser Aufgabe auch manche Grenzen aufheben. Der Gedanke gefällt mir.

Fotos: Hephata

So sind Menschen losgefahren, um zu sehen, was vor Ort geschehen ist. Und um zu helfen, beizustehen, zu beruhigen, zu trösten, anzupacken und zu begreifen.



Für Versöhnung und Inklusion über Grenzen hinweg

30 Jahre Jubiläum in Pskow oder – „1941 - 1991 - 2021“

Am 22. Juni 1941 begann der Überfall der Deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion. Das Datum ist bis heute tief im kollektiven Bewusstsein Russlands verankert. Im Aufmarschgebiet zu Leningrad spielte die Stadt Pskow eine wichtige und traurige Rolle. Dort war das Deutsche Hauptquartier. Unter der deutschen Besatzung kamen mehr als 300.000 Menschen ums Leben. Als die Rote Armee die Stadt befreite, ließ die Wehrmacht eine nahezu vollständig zerstörte Stadt zurück.



© idea_studio, stock.adobe.com

50 Jahre später fasste die rheinische Landes-synode einen Beschluss zur „Versöhnung mit der Sowjetunion“. Eine große Delegation reiste 1991 nach Pskow, um die russischen Partner um Versöhnung zu bitten. Das war in Russland eine schwierige Zeit. Die Geschäfte waren leer, vielerorts herrschte Hunger. Besonders schlimm waren die unwürdigen Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen im russischen Anstalts-system: keine Bildung, keine Förderung, keine Lebensperspektive.



HPZ Pskow-Foto: Svetlana Andreeva

Nach der Reise machte es sich die Evangelische Kirchengemeinde Wassenberg mit ihrem Pfarrer Klaus Eberl zur Aufgabe, in Pskow die erste Fördereinrichtung für Kinder mit schweren geistigen und mehrfachen Behinderungen in Russland zu gründen. Fachlich unterstützt durch die Rurtalschule Heinsberg begann der Schulbetrieb 1993 zunächst mit acht Lehrern und 40 Kindern. Stadt und Oblast Pskow ließen sich vom Engagement aller Beteiligten anstecken und übernahmen sukzessive mehr Verantwortung. Schnell wuchs das Projekt. Bald entstanden ein Frühförderzentrum, Kindergärten, eine Werkstatt für behinderte Menschen und kleine Wohngruppen in der Stadt. Auch Hephata brachte seine langjährigen Erfahrungen ein. Klaus Eberl, Gründer der „Initiative Pskow“ und deren Vorsitzender, ist Hephata-Kurator. Dieter Püllen, der Geschäftsleiter der Hephata Werkstätten gGmbH, gehört zum Beraterkreis der Werkstatt. Und der frühere Regionalisierungsbeauftragte der Hephata Wohnen gGmbH, Hans-Willi Pastors, der mittlerweile bei Hephata in Ruhestand gegangen ist, wurde kürzlich in den Vorstand der Initiative gewählt.

Heute sind das Heilpädagogische Zentrum und die Werkstatt in ganz Russland bekannt als sichtbares Zeichen eines inklusiven Systemwechsels. Menschen mit schweren Behinderungen erhalten in Pskow alle nötige Förderung, Therapie und Wertschätzung. Derzeit arbeiten in den Einrichtungen mehr als 250 Mitarbeitende für ca. 700 Kunden. Durch die Anerkennung als föderales Ressourcenzentrum ziehen die in Pskow entwickelten Konzepte mittlerweile in vielen Städten und Hochschulen Russlands ihre Kreise. Im vergangenen Jahr wurde eine Sonderpädagogin des Zentrums als beste Lehrerin Russlands ausgezeichnet.

Äußeres Symbol der Partnerschaft ist der „Pskower Engel“, ein kleiner Holzengel mit einer Behinderung. Er wird von der Pskower Werkstatt für Trauernde und Hospize, für Kirchengemeinden und Menschen, die Halt suchen, hergestellt. In Russland wurde er bekannt, als er auch in der Weltraumstation ISS seinen Platz bekam (siehe Geistliches Wort S. 16).

Zu diesem Thema gibt es ein dokumentarisches Video bei Youtube » 1941 - 1991 - 2021 «, das Sie unter folgendem Link ansehen können, wenn Sie möchten:

<https://www.youtube.com/watch?v=0pwcBRNSHGO>



Was 1991 kaum zu hoffen war: zwischen Menschen in Pskow und im Rheinland haben sich partnerschaftliche Bindungen entwickelt: Versöhnung konkret. Über Jahre hinweg ist eine Vertrauensbasis auf beiden Seiten entstanden, die auf politischer Ebene gegenwärtig so sehr vermisst wird. Äußere Zeichen dafür sind auch die Auszeichnung von Pfarrer Klaus Eberl als Ehrenbürger von Pskow und die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an den Direktor des Heilpädagogischen Zentrums in Pskow, Dr. Andrej Zarjow, und an seine Stellvertreterin Svetlana Andreeva wegen ihrer Verdienste um die deutsch-russische Versöhnung.

Unter die Lupe genommen

DIE RUBRIK VON HEPHATAS SOCIAL-MEDIA-TEAM



Fotos: Simon Roehlen



Die größte Grenze des Lebens

Vier Fragen an Hephata-Vorstand Pfarrer Dr. Harald Ulland über den Tod und Hephatas Trauerkultur

Gibt es eine Trauerkultur bei der Evangelischen Stiftung Hephata und wie hat sie sich im Lauf der Zeit verändert?

Früher lebten die Menschen mit Behinderungen entweder auf dem Kerngelände in Mönchengladbach oder auf dem Benninghof in Mettmann. Der Benninghof hat einen eigenen Friedhof und in Mönchengladbach gibt es auf dem Friedhof am Wasserturm ein Gräberfeld für die Verstorbenen von Hephata. Über die vielen Diakone und die amtierenden Pfarrerinnen der „Anstaltskirchengemeinde Hephata“ wurden auch zur Beerdigung von Bewohnern Gottesdienste gehalten. Mit der Aussiedelung der Menschen aus den Kerngeländen in die Städte hinein bzw. den Neugründungen von Hephata-Standorten in ganz Nordrhein-Westfalen änderte sich das grundlegend: Verstorbene werden vor allem da bestattet, wo sie oder ihre Angehörigen wohnen. Hephata hat das Ziel, dass auch Menschen mit Behinderung die Chance haben, ihren eigenen Willen zur Gestaltung ihrer Beisetzung zu dokumentieren. In unseren Einrichtungen sind die Teams gehalten, sich an bestimmte festgelegte Standards bei der Bewältigung von Trauer und Tod zu halten; dazu gehört, entsprechende Kontakte zu Geistlichen oder anderen hilfreichen Personen und Institutionen zu pflegen, um im Fall der Fälle geeignete Hilfe zu bekommen. In diesem Jahr will ich einen Gottesdienst in der Hephata-Kirche halten, zu dem alle eingeladen sind, die jemanden betrauern. Dabei will ich einen Baum pflanzen, an dessen Äste die Namen der Verstorbenen des letzten Jahres (Kundinnen und Mitarbeiter)

gehängt werden. Das soll ein Zeichen für den Glauben sein, dass der Tod nicht das endgültige Ende des Lebens ist, sondern dass es bei Gott neues Leben gibt.

Gibt es Menschen bei Hephata, die sich mit den Menschen mit Behinderung zum Thema Tod und Trauerbewältigung auseinandersetzen?

Ja, es gibt das Team „Versorgungsplanung zum Lebensende“, darüber hinaus Frauen und Männer mit Ausbildung in Psychologie oder Trauerbegleitung, dazu auch Pfarrer Wolf Clüver und mich.

Ich habe vor fünf Jahren geliebte Menschen verloren. In meiner Wut und Trauer habe ich mich gefragt, warum Gott so etwas zugelassen hat. Gott tut so viel Gutes, warum ist er manchmal gemein?

Ich persönlich habe mir wie Sie über diese Frage den Kopf zerbrochen - ohne Ergebnis! Keiner kennt Gottes Gedanken. Es erscheint

fast so, als hätte Gott zwei Gesichter: ein dunkles, das mir Angst macht und ein freundliches, das mich liebevoll ansieht. Ich finde Hilfe und Trost, wenn ich das Gesicht Gottes anschau, das mich liebevoll ansieht; es ist das Gesicht von Jesus.

Einige Menschen haben die Grenzerfahrung der Nahtoderfahrung gemacht. Wo beginnt der Tod und wo hört das Leben auf?

Erst wenn das Gehirn ganz und gar tot ist, dann ist auch der Mensch tot. Wenn ein Mensch einen Herzstillstand hat, fängt der Sterbeprozess an, aber wenn es dann wieder schlägt und das Gehirn wieder mit frischem Sauerstoff versorgt wird, kommt es nicht zum Tod, sondern der Mensch kehrt ins Leben zurück. Das ist der Bereich der Nahtoderfahrung. Diejenigen, die so etwas erlebt haben, berichten meist, dass es eine schöne Erfahrung gewesen sei, in der sie ein helles Licht gesehen hätten.



Viele Menschen glauben, sie wären dann ganz tot, wenn keiner mehr an sie denkt. Das glaube ich nicht, denn auch wenn keiner mehr an einen Menschen denkt, dann ist das zu Ende gegangene Leben doch bei Gott aufgehoben. Die Bibel sagt, dass es „aufgeschrieben ist im Buch des Lebens“; heute würde man vielleicht sagen, dass es gespeichert wird auf einer unendlichen Festplatte, auf der aber die Fehler gelöscht werden.

Wir bitten um Ihre Spende:

Für ein Übersetzungsbüro für Leichte Sprache

Damit Florian und Maria auch erfahren können, was in der Welt so los ist.

von Birgit Ziegler



„Da mache ich lieber den Fernseher an!“
Wütend wirft Maria die Frauenzeitschrift weg. Sie hätte so gerne die neusten Mode-Tipps gelesen. Aber sie versteht das Geschriebene einfach nicht.



Kennen Sie die Situation? Sie beginnen, einen Fachtext zu lesen, drei bis vier Sätze, und dann fällt Ihnen auf, dass Sie gar nicht verstanden haben, was Sie grade gelesen haben. Sie beginnen von neuem. Im besten Fall scheitert es an ein bis zwei Fachbegriffen, die Sie dann googeln, den Text mit den entsprechenden Erklärungen noch einmal lesen und dann den nächsten Abschnitt in Angriff nehmen ...

Eine ganz alltägliche Situation. Für die meisten von uns. Aber was ist mit den Menschen, die schon an Alltags-Texten scheitern? Menschen mit geistigen Behinderungen oder Schwierigkeiten im deutschen Sprachverständnis. Für sie reicht es nicht aus, ein paar Wörter zu googeln, denn schon der Aufbau des Textes ist viel zu kompliziert. Verschachtelte Sätze, Bildsprache, viele Synonyme, vielleicht noch gespickt mit Ironie. Da hilft definitiv keine Suchmaschine mehr. Diese Menschen benötigen ganz anders strukturierte Texte. Klar formuliert, mit einem einfachen Wortschatz und in kurzen Sätzen.

Es gibt solche Texte, sie nennen sich **Leichte Sprache**. Aber leider gibt es davon noch viel zu wenige.

Zur Geschichte der Leichten Sprache:

1974 gründete sich der US-amerikanische Verein „People first“, der sich für Menschen mit Behinderung einsetzt und 1996 die Idee des „Easy Read“ entwickelte. Das erste offizielle Netzwerk für Menschen mit Lernschwierigkeiten in Deutschland startete 2001 und 2006 das erste offizielle Netzwerk für Leichte Sprache.

In 2008 hat sich auch die Evangelische Stiftung Hephata zum ersten Mal mit dem Thema auseinandergesetzt. Seitdem werden die Regeln für Leichte Sprache in Fortbildungen für Mitarbeiterinnen vermittelt. Ganz wichtig dabei ist, dass ein Teil der Referenten aus Menschen mit Lernschwierigkeiten besteht, die natürlich ihre Verständnisschwierigkeiten von Texten den Teilnehmerinnen ganz anders vermitteln können.

Fotos: Udo Leist



„Mist, ich verstehe das einfach nicht!“
Genervt zerknüttelt Florian die Zeitung. Er fragt sich, wofür er eigentlich Lesen gelernt hat, wenn er nicht versteht, was er liest.

Die Fortbildungen bestehen aus Theorie und Praxis, so dass auch Texte direkt in Leichte Sprache übersetzt werden. Diese werden dann von den Referenten mit Lernschwierigkeiten kontrolliert und gegebenenfalls zur Korrektur zurückgegeben.

Im beruflichen Alltag werden immer wieder Texte von geschulten Mitarbeiterinnen übersetzt und von Kunden geprüft. Erst nach deren Freigabe können die Texte auch weitergegeben werden. Zurzeit finden diese Übersetzungen „nebenbei“ statt. Allerdings wird der Bedarf an Übersetzungen in Leichte Sprache immer häufiger, so dass es unerlässlich ist, dafür ein eigenes Tätigkeitsfeld zu schaffen. Aus diesem Grund hat sich die Evangelische Stiftung Hephata dazu entschieden, ein Übersetzungsbüro für Leichte Sprache zu gründen.

Gut geschultes Personal soll Texte in Leichte Sprache übersetzen, die dann von einer Kontrollgruppe – ausschließlich bestehend aus Menschen mit Lernschwierigkeiten – danach begutachtet werden, ob sie auch wirklich leicht verständlich und nach den Regeln der Leichten Sprache übersetzt sind. Wenn nicht, werden diese von der Übersetzergruppe noch einmal überarbeitet, bevor die Schriftstücke an die Allgemeinheit weitergegeben werden.

Für dieses Übersetzungsbüro werden Räume benötigt, die störungsfrei liegen, damit das Übersetzungs- und das Kontrollteam gute Arbeit abliefern können. Darüber hinaus wird spezielle Hard- und Software für die Übersetzungstätigkeiten gebraucht.

Dies geht leider nicht ohne finanzielle Unterstützung. Aus diesem Grund bitten wir Sie um Ihre Spende. Herzlichen Dank!



Klicken Sie sich doch mal durch die Homepage der Hephata Wohnen gGmbH. Hier landen Sie immer zuerst auf der Seite in Leichter Sprache, die Gewohnte Sprache muss gezielt angeklickt werden: www.hephata-wohnen.de

In der **UN-Behindertenrechtskonvention** die Deutschland am 30. März 2007 unterschrieben hat und die am 03. Mai 2008 in Kraft getreten ist, heißt es im Artikel 21 (Recht der freien Meinungsäußerung, Meinungsfreiheit und Zugang zu Informationen):

„Die Vertragsstaaten treffen alle geeigneten Maßnahmen, um zu gewährleisten, dass Menschen mit Behinderungen das Recht auf freie Meinungsäußerung und Meinungsfreiheit, einschließlich der Freiheit, Informationen und Gedankengut sich zu beschaffen, zu empfangen und weiterzugeben, gleichberechtigt mit anderen und durch alle von ihnen gewählten Formen der Kommunikation im Sinne des Artikels 2 ausüben können, unter anderem indem sie Menschen mit Behinderungen für die Allgemeinheit bestimmte Informationen rechtzeitig und ohne zusätzliche Kosten in zugänglichen Formaten und Technologien, die für unterschiedliche Arten der Behinderung geeignet sind, zur Verfügung stellen.“



Spendenkonto: KD-Bank, Dortmund IBAN: DE84 3506 0190 0000 0011 12
Stichwort: Leichte Sprache

Auch online können Sie spenden unter: www.hephata-spenden.de

Verena Hölken wird Nachfolgerin von Hephata-Vorstand Klaus-Dieter Tichy

Nach fast 25 Jahren an der Spitze geht der Kaufmännische Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata, Klaus-Dieter Tichy, im Februar 2022 in den Ruhestand.

Seine Nachfolgerin wird die 54-jährige Diplom-Kauffrau Verena Hölken.

Die Duisburgerin hat viel Erfahrung in christlichen Sozialunternehmen gesammelt: unter anderem war sie Geschäftsführerin der Gemeinnützigen Gesellschaft der Franziskanerinnen zu Olpe, in deren Trägerschaft sich

neben Krankenhäusern auch Einrichtungen der Alten-, Kinder- und Jugendhilfe sowie Schulen befinden.

Seit 2013 ist sie Finanzvorständin bei den Maltesern Deutschland. Hölken hat sich darüber hinaus als Mitinitiatorin des ersten Kinderhospizes einen Namen gemacht.

Redaktion



© Udo Leist

Treue Freunde: Die Senioren des Golf-Clubs Haan-Düsseltal

Es ist zwar noch nicht Weihnachten, trotzdem gab es jetzt schon für die Schülerinnen der Hans-Helmich-Schule in Mettmann eine tolle Überraschung: Erneut, wie schon viele Jahre zuvor, sammelten die Senioren des Golfclubs Haan-Düsseltal in der Saison 2020 Spenden unter ihren Vereinskolleginnen.

Unter dem Motto „Aktion Buddelkiste“ kamen 835 Euro zusammen. Von dem Geld wird der Schulhof auf der Rückseite des Hauptgebäudes mit einer „Buddelkiste“ versehen - also ein ansprechender Sandkasten,

der den Schülern in den wärmeren Monaten Pausenabwechslung bietet und eine schöne Ergänzung zum Sandkasten auf dem großen Schulhof darstellt. Einige Kolleginnen sind gerade dabei, das Projekt umzusetzen.

Die Spendenübergabe fand im Golfclub Haan-Düsseltal mit dem Senioren-Captain-Team 2020 statt: Sigrid Friebe, Klaus Davidovic und Joachim von der Thüsen.

Redaktion



© Stegrid Friebe

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Günther van de Loo nach fast 22 Jahren bei Hephata in den Ruhestand verabschiedet

Am 27. August 2021 fanden sich Familie, Freundinnen und Weggefährten Günther van de Loos zu seiner Verabschiedung in den Ruhestand in der Hephata-Kirche ein. Der studierte Sozialarbeiter und Diakon war Leiter des Bereichs Wohnen auf dem Benninghof in Mettmann, bevor er in den vergangenen 16 Jahren die Stabsstelle Sozialpolitik / strategische Unternehmensentwicklung innehatte. Der Kaufmännische Hephata-Vorstand Klaus-Dieter Tichy würdigte van de Loo und dankte ihm für seine engagierte Arbeit, die der Entwicklung Hephatas sehr zugute gekommen sei. Dabei



Fotos: © Jeannine Karl



verwies er besonders auf die außerordentlichen Fachkenntnisse im Bereich des Bundesteilhabegesetzes, auf seine Netzwerkarbeit, seine verantwortliche Tätigkeit im Fachverband und im Brüsseler Kreis. Er werde ihn ganz sicher vermissen, sagte Tichy unter anderem; beide kannten sich schon nach einer mehrjährigen Zusammenarbeit in der Diakonie, bevor sich die Wege dann bei Hephata wieder kreuzten.

Stefan Helling-Voss, van de Loos Nachfolger als Vorstandsvorsitzender des evangelischen Fachverbandes Rehabilitation und Teilhabe, hob besonders den Humor und die Diskussionsfreude des zu Verabschiedenden hervor.

Einzig Anne Schindler, die für die Schwestern- und Bruderschaft des Evangelischen Johannesstifts Berlin das Wort ergriff, fand etwas Positives am Übertritt van de Loos in den Ruhestand: „Wir freuen uns, wenn Du jetzt mehr Zeit hast, Dich bei uns zu engagieren“. Ob sich diese Hoffnung erfüllen wird, muss zunächst offenbleiben, denn van de Loo bekam zum Abschied unter anderem einen Schaukelstuhl „überreicht“, den er gleich probegeschaukelt hat. Bevor Harald Ulland, der Theologische Hephata-Vorstand, van de Loo mit Gebet und Segen offiziell aus seinem Amt entließ, nutzte dieser die Gelegenheit für eine sehr persönliche Rede, nicht ohne sich für langjährige, gute Zusammenarbeit herzlich bei vielen der Anwesenden zu bedanken.

Redaktion

Eröffnung Willich-Neersen

Lebensfreunde – dieses Motto leben die neun Kundinnen, die am 1. September 2021 in das neue 812 Quadratmeter große Hephata-Wohnhaus in Willich eingezogen sind. Jeder von den jungen Erwachsenen bezieht seine eigene Wohnung, die nach den individuellen Wünschen eingerichtet wurde. Zudem gibt es einen sehr liebevoll und stilvoll eingerichteten Wohn-Essbereich mit angrenzender Küche sowie einen gemeinschaftlichen Garten. Selbst der Bürgermeister der Stadt Willich, Christian Pakusch, muss zugeben: „Zugegeben, als ambitionierter Hobby-Koch bin ich auf diese Küche fast ein wenig neidisch.“



Fotos: © Ahrens Photography Düsseldorf

Das Besondere an dem neuen Wohn-Projekt ist die Entstehungsgeschichte. Denn die Lebensfreundinnen fanden sich auf der Karl-Barthold-Schule, Hephatas Förderschule auf dem Kerngelände in Mönchengladbach. Die Eltern sowie die Jugendlichen verbinden also eine tiefe Freundschaft sowie Verbundenheit.

Begleitet werden die Lebensfreunde von einem multiprofessionellen Team der Hephata Wohnen Region Mönchengladbach-Nord. Frau Schmidt-Baketicar als Regionalleiterin fand es sehr schön, dass Hans-Willi

Pastors der Einladung auch gefolgt ist, er hat die Gruppe von Anfang an begleitet und es sich trotz seines nunmehr einjährigen wohlverdienten Ruhestands nicht nehmen lassen, zur Einweihungsfeier zu kommen. Die Stimmung war fröhlich und herzlich, man sieht, wie viel Engagement und Herzblut in dem Projekt stecken.

Frau Tivas, die Teamleiterin des Wohnhauses, berichtet, dass sich das gesamte Team der Stiftung auf die kommenden Aufgaben freut und sehr stolz ist, in einem derart schönen Wohnobjekt in Zukunft agieren zu dürfen.

Alina Engelbrecht

BAUPROJEKT „Alte Gärtnerei“ ist in vollem Gange



Modell-Simulation: © Schrammen Architekten BDA

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Eigener Garten trotz Wohnen im Obergeschoss? Das Neubauprojekt „Alte Gärtnerei“ macht's möglich! Auf dem Hephata-Kerngelände in Mönchengladbach tut sich was. Dort, wo früher die alte Gärtnerei der Stiftung beheimatet war, waren in den letzten Wochen Abrissarbeiten zu beobachten. Dort sollen in den kommenden Monaten 50 barrierefreie Mietwohnungen für den freien Wohnungsmarkt entstehen. Alle, die gerne mitten in der Stadt und gleichzeitig im Grünen leben möchten, können ebenda eine neue Heimat finden.



Fotos: © Hephata

Durch ein Regenwasserrückhaltesystem wird die Bewässerung der Gärten sichergestellt. Neben einer Tiefgarage für Autos wird es 150 Fahrradstellplätze geben. Damit spricht das Bauvorhaben vor allem Paare und Alleinstehende an, die ökologisch freundlich, naturnah und modern wohnen möchten.

Ähnlich zum Quartier am Vituspark, das 2016 fertig gestellt wurde, sieht Joachim Händelkes (Abteilungsleiter Hephatas Bau und Liegenschaften) in dem Projekt „Alte Gärtnerei“ eine tolle Möglichkeit, „nachhaltige Erträge für die Evangelische Stiftung Hephata zu erwirtschaften, um zum Beispiel die Schulen Hephatas und andere Einrichtungen zu refinanzieren“. Außerdem öffnet sich mit diesem Vorhaben das alte Anstaltsgelände Hephatas weiter der Stadt und integriert die Bürger in das Gelände. Das Projekt „Alte Gärtnerei“ ist ein weiterer Schritt in Richtung eines inklusiven Wohnviertels.

Alexandra Schoneweg

Der Gedanke an die alte Gärtnerei zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Konzeption: Als Highlight wird es für zukünftige Mieterinnen „Urban Gardening Spaces“ geben, also Schrebergärten direkt vor der Haustüre. Sie können sich dort ihre eigene kleine Gartenoase schaffen. Diese Idee ist bisher einmalig in Mönchengladbach und kommt besonders Menschen entgegen, die bisher in einer Wohnung ohne direkten Gartenzugang leben.

Auf der Gemeinschaftsfläche im Grünen entsteht außerdem ein Gewächshaus, welches künftig als Treffpunkt zum gemeinsamen Gärtnern, Pflanzen, Feiern oder Begegnen zur Verfügung steht.

Die natürliche Atmosphäre der Wohnungen wird durch den Einsatz von Holz und Licht, etwa durch bodentiefe Fenster, untermauert. Die Wohnungen sind mit 2,5 Zimmern multifunktional geschnitten. Ob Home-Office, Ankleidezimmer oder Gästebett: Viele Nutzungen sind möglich. Zu jeder Wohnung gehört außerdem ein Balkon oder eine Terrasse. Auch die Technik ist ökologisch freundlich und untermauert die Idee der alten Gärtnerei. Die Häuser werden nach KfW 40 Standard gebaut. Die Gebäude verlieren kaum Wärme und decken den geringen Bedarf höchst effizient ab. Es werden zum Beispiel Solewärmepumpen verwendet, die die Wärme des Erdreichs für die Beheizung nutzen.

An dieser Ausgabe haben als Autoren mitgearbeitet:

Brigitte Beutner

Beratungsstelle MeH der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer Wolf Clüver

Inklusive Gemeindegemeinschaft im Kirchenkreis Gladbach-Neuss, Lehrer am Hephata Berufskolleg

Leonardo Drinceanu

Social-Media-Team der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer Klaus Eberl

Oberkirchenrat i.R., Wassenberg

Alina Engelbrecht

PR-Beauftragte in der Hephata Wohnen gGmbH

Peter Gormanns

Lehrer am Hephata Berufskolleg

Hans-Martin Gutmann

em. Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Homiletik an der Universität Hamburg

Sabine Hirte

Geschäftsleiterin der Hephata Wohnen gGmbH

Christian Houben

Beratungsstelle MeH der Evangelischen Stiftung Hephata

Zora Kiesow

Social-Media-Team der Evangelischen Stiftung Hephata

Dieter Püllen

Geschäftsleiter der Hephata Werkstätten gGmbH

Alexandra Schoneweg

Leiterin Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata

Vanessa Strauch

Diplom-Psychologin, Übergangsmanagement Hephata Jugendhilfe

Thomas Vohsen

Betriebsstättenleiter in der Hephata Werkstätten gGmbH

Birgit Ziegler

Fundraising in der Evangelischen Stiftung Hephata

Impressum



HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
20. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Pfarrer Dr. Harald Ulland, Theologischer Vorstand
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 2120
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat i. R. Klaus Eberl, Wassenberg
Marcel Roemer, Mönchengladbach
Prof. Dr. Sandra Glammeyer, Mönchengladbach
Vanessa Strauch, Düsseldorf

Redaktion:

Pfarrer Dr. Harald Ulland, Sonja Weyers
Telefon: 0 21 61 / 246 - 2920

E-Mail: hephatamagazin@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:

Das Druckhaus Beineke Dickmanns GmbH, Korschenbroich

Spendenkonto:

KD-Bank, Dortmund IBAN: DE84 3506 0190 0000 0011 12
BIC: GENODED1DKD

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:



